

Freitag, 30. November 2007

Firmen, bei denen ich nicht anklopfen muss: Matratzen CoXXXXd*

In jeder Stadt gibt es einen oder mehrere von diesen Matratzenläden. Sie sind das Epizentrum des Hardselling. Hier kann man dem schwarzen Loch der Wertschöpfung ins kalte alles verschlingende Auge blicken. Die Fensterdekoration zieht sich durch wie ein grausamer Faden aus Stacheldraht, durch die ganze Republik und wie man lesen kann, auch über die Grenzen hinaus. Die Hinweisschilder sind so erbärmlich, dass mir jedes Mal der Atem stockt. Und sie sagen hier und über die Grenzen hinaus allen immer dasselbe: Matratzen sind eigentlich nichts wert. Du zahlst immer und überall zu viel. Du wirst überall woanders auch beschissen. Lass dir nichts erzählen von Komfort, Qualität oder so einem Mist. Wir ziehen dich wie jeden anderen über den Tisch. Auch wenn wir sie dir schenken würden, hättest Du das schlechte Gefühl, zuviel bezahlt zu haben. Wir machen gerne den Markt kaputt. Wenn wir es nicht machen, macht es ein anderer. Auf Qualität scheißen wir. Wir haben Spaß daran, deine Wahrnehmung im Stadtbild zu quälen. Die Nachbarn sind uns doch völlig egal. Deine Matratze fällt in nur 48 Stunden auseinander. Wir haben keinen blassen Schimmer von Matratzen. Den Nachlass haben wir in jede Matratze vorher mit eingerechnet, wir sind doch nicht blöd. Uns fallen noch viele Tricks ein, wie wir auch dich hinters Licht führen. Unsere Matratzen kommen alle aus China. Auf Mitarbeiterschulungen können wir verzichten, die halten eh nicht lange durch. Wir sehen nur insolvent aus. Komm bloß nicht rein und stell dumme Fragen. Kauf du Sau und verpiss dich. Das ist nur eine kleine Liste, ein kurzer Ausschnitt zu meinen Assoziationen, wenn ich so etwas sehe. Und mir ist es auch egal, wenn der Chef einen 600er fährt. Das ist Marketingverhalten, das auf dem Prinzip des Nestraubes aufbaut. Man entzieht dem Markt mit aller Gewalt das, was eigentlich den Wert des Marktes ausmacht – Qualität. Bis nichts mehr da ist. Einen Claim hätte ich für das Unternehmen, natürlich geschenkt. Ich glaube nicht, dass es da einen Euro zu holen gibt für Ideen. Matratzen CoXXXXd*: Komm - nun kauf schon, gib zu - du willst es doch auch. Komm!* Mein Anwalt gab mir den Rat, den Namen besser unkenntlich zu machen.

Geschrieben von Christof Hintze in Fight-Club um 10:18

Donnerstag, 29. November 2007

Verzicht

Was fällt mir denn heute zu? Ein schönes Thema für die Vorweihnachtszeit. Ich trinke meinen Morgenkaffe gern im Stehen am Küchenfenster und schaue über die Dächer bis zum derzeit grauen Horizont. Doch was irritiert meinen Morgenblick? Richtig: Gegenüber klettert schon ein gar schauriger Gesell in roter Kapuze den Balkon hoch. Hektisch blinkt eine rote Lichterkette und darüber blitzen gelbe und weiße Lichter durch den Morgennebel. Schön schaut es schon aus, vor allem weil es nachts geschneit hat. Aber trotzdem. Wann beginnt denn so meine persönliche Adventszeit, sinniere ich in den dampfenden Kaffee? Seit etwa sechs Wochen stehen die Nikoläuse, Lebkuchen und Spekulationen in den Läden. Kurz nach dem Münchner Oktoberfest schon wird man in diversen Kaufhäusern so zgedröhnt mit Jingle Bells, dass man glaubt, man sitzt zusammen eingemauert mit Schillers Glocke in der Erden. Wenn dann noch die warme Altweibersonne zur letzten Maß im Hirschgarten einlädt und der tiefblaue Himmel überm Tegernseer Tal den Indianersommer grüßt, dann kommt Weihnachtsstimmung nur schwer auf. Die Firmen sind erstmals im Jahr richtig im Stress. Jeder hofft noch auf ein großes Stück vom Weihnachtsgeschäftskuchen. Doch meist heißt der Bäcker auch hier Schmalhans, weil die Leute ihr Geld zusammenhalten müssen für die Scheichs. Von denen die meisten allerdings nicht in Riad, sondern in Berlin thronen. Offiziell beginnt für mich die Vorweihnachtszeit mit dem Adventskalender, also am 1. Dezember. Der gehört dazu. Der muss einfach sein. Als Geschenk für einen lieben Menschen. Am ersten Advent wird dann die erste Kerze angezündet und - wenn das Wetter mitgespielt hat und wir die ersten Winterspaziergänge im verschneiten Wald machen konnten, dann kommt wirklich Weihnachtsstimmung auf. Die aber jäh gestört wird, wenn man dann ab Montag in die Stadt fährt. Ein riesiger Kommerztempel will mit seinen Waren verführen, Hektik und Lärm. Gehetzte Menschen, überfüllte U-Bahnen. Der Verkehr bricht unter der Menge, die trotz allem zum Kaufrausch getrieben wird, regelmäßig zusammen. Selbst der Weihnachtsmarkt unterm Rathaus lädt nicht gemütlich zum Verweilen ein, sondern dröhnt aufdringlich: Kaufen! Die Büroleute treffen sich zum After-Work-Absacker, eine Art Fasching für Fische, die Fahrräder suchen. Als auch bei uns vor langen Jahren der Einkaufs-Weihnachts-Stress immer größer wurde, trafen wir in der Familie eine weise Entscheidung. Wir verzichteten auf Weihnachten auf die allgemeine Geschenkpflicht. Wer wollte, durfte was mitbringen, wer nicht wollte oder konnte, schenkte seine Zeit. Das wertvollste, was der Mensch hat. Nur die Kinder konnten natürlich weiterhin auf reich gefüllte Tafeln hoffen. Plötzlich bekam das Weihnachtsfest wieder seinen ursprünglichen Sinn. Der Christkindlmarkt erstrahlte wieder in silbrigem Glanz und der Glühwein duftete mit den Zimtsternen um die Wette. Für Sylvester dürfen nur an den letzten beiden Tagen des Jahres die Böller und Kracher verkauft werden. Wäre das nicht auch eine Idee für Weihnachten? Vielleicht erst ab der letzten Novemberwoche...? Oder begreifen immer mehr Menschen, was Adventszeit wirklich ausmacht. Besinnung. Innehalten. Vorfreude. Zeit für Familie und Freunde. Struktur für das Jahr. Neuanfang. Vorfreude. Träumen und Hoffen. Und Vorfreude. Auf eine staade Zeit. Vorfreude auf glitzernde Kinderaugen. Auf Zusammensein. Vorfreude auf Ruhe und Abschalten vom täglichen Trott. Vorfreude auf Schnee und Kerzenlicht. All das kann sich schwerlich in mir ausbreiten, wenn ich von Zeitdruck gehetzt, den fehlenden Geschenken nachjage. In dem Moment, wo ich mich entscheide, auf Konsum und Kommerz zu verzichten, fällt die Hektik von mir ab. Der Blick kommt zur Ruhe und Vorfreude bricht sich Bahn. Gönnen wir dem Nachbarn seine Vorfreude. Vielleicht kommt sie ja aus dem Quell des Verzichts. Wenn immer mehr Menschen begreifen, dass der Verzicht erst wahre Pracht ermöglicht. Dann braucht es keine Gebote oder Verbote. Die Grünen verzichten jetzt auf das Bündnis 90 und die Engländer auf die EM. Jeder kann seine persönliche Grenze finden. Es ist die ideale Zeit dafür. Heute hat es nämlich geschneit und tatsächlich: Ich habe schon ein klein wenig „Jingle Bells“ mitgesummt.

Geschrieben von Kai Falkenberg in 02 . Blickwinkel um 07:45

Ich will aber! Nur so geht es! Nun versteht doch mal oder was!?

Die Wege zum Ziel sind zahlreich und verändern sich ständig. Sie sind wie Wasserwege, die sich den Weg zu ihrem Ziel, der Mündung suchen. Nicht jedem sind alle möglichen Wege bekannt. Somit gehen viele nur die Wege, die ihnen bekannt sind. Und das sind bei vielen leider nicht zahlreiche Wege sondern nur sehr wenige Wege. Meist gibt es nur einen und denselben. Einfältig. Denn so unterschiedlich die Ziele sind, so unterschiedlich sind auch die Wege, auf denen man wandeln müsste, um diese auch zu erreichen. Und dabei muss man ständig auf dem Weg auch noch bereit sein, denselben zu verlassen, die Richtung zu ändern. Das mögen viele nicht. Die wollen einen 4-spurigen asphaltierten Weg zum Ziel. Wie kann man auf Wegen wandeln, die man nicht kennt? In dem man sich ständig und immer von anderen Wegen ein Bild macht. In dem man den Weg beim gehen erkennt, weil man genau hinsieht. Und wenn dieser oder jener einem besser erscheint, einfach den anderen besseren Weg einschlägt. Denn wer am Ziel ist, hat immer

einen erfolgreichen Weg beschritten, egal welchen. Somit scheitern die meisten Vorhaben daran, dass die Verantwortlichen auf nur einem oder immer demselben Weg vorankommen wollen. Da kann man nichts machen. Ganz im Gegenteil. Da darf man nichts machen. Alles verändert sich, aber die Wege dorthin sollen immer dieselben bleiben. Das ist doch unsinnig. Aber einfältige Menschen sind ebenso einfältig, wenn es darum geht, diese zu belehren. Vielfältige Menschen muss man nicht belehren. Die kommen einem auf einem neuen Weg ganz von selbst entgegen. Somit beschäftigt sich ein Großteil der Wirtschaft damit, Ziele zu erreichen, auf Wegen die nicht mehr funktionieren und deshalb nicht mehr gangbar sind. Und dann wundern sich alle, wo man rauskommt bzw. steckenbleibt und warum nichts voran geht. Das geschieht so lange, bis jemand den neuen Weg beschritten hat - erfolgreich - obwohl das eigentlich nicht geht. Aber das wusste der nicht. So ein Pech.

Geschrieben von Christof Hintze in Marketing Denkanstöße um 07:44

Mittwoch, 28. November 2007

No Name

Im Laufe der Jahre haben sich mehrere hundert Visitenkarten angesammelt. Diese verteilen sich vereinzelt und in Haufen auf viele Orte, Schubladen und andere mehr oder minder gepflegte Ordnungssysteme. Manchmal mache ich mir den Spaß und fliege so über und durch alte Visitenkarten und versuche mich zu erinnern, wer sich hinter welcher Karte verbirgt. Wie derjenige damals aussah, was er heute ist und so weiter. Bei ca. 80% fällt mir nichts mehr ein, kein Gesicht, nichts. Auch die Firmennamen sagen mir nichts mehr. Dann grübele ich eine Zeit lang nach, wer das wohl gewesen sein könnte. Heute in der Zeit des Internets könnte ich mich auch auf ganz andere Weise auf die Suche machen. Aber ich denke mir, wenn mir schon so nichts dazu einfällt, dann wird das seinen Grund haben. Somit mache ich mich mehr an den Karten zu schaffen, mit denen ich vor allem eine positive Assoziation verbinde. Der gehe ich dann in Gedanken und hin und wieder auch mal im Internet nach. Aber dies sind wenige, nur ca. 5% aller Möglichen. Dann gibt es da noch einige, bei denen mir noch heute der Schauer den Rücken herunter läuft. Auch hier denke ich dann vereinzelt darüber nach, wie schlecht es dem wohl heute ergehen würde. Bei dem Mist, den der damals schon verzapft hat. Aber dann schrecke ich doch zurück, weil ich nicht plötzlich dem Gegenteil meiner miesen Erwartungshaltung begegnen will. Und ganz wenige, wirklich ganz wenige, motivieren mich doch mal, den Kontakt wieder herzustellen. Aber die kann man an einer Hand abzählen. Somit sind weit über 80% aller Visitenkarten, die mich je erreicht haben, für die Katz gewesen. Mit reiflicher Überlegung hätte ich einem Großteil schon damals anvertrauen können: „Die können sie mal locker stecken lassen, die brauche ich wirklich nicht.“ Aber das macht man nicht. Das verbietet der Anstand. Was schade ist, dass sich die analogen Visitenkarten für Leute wie mich nicht weiter entwickelt haben. So dass auf einer Visitenkarte der Ort, der Anlass, das Datum steht, an dem diese überreicht wurde. Am besten noch mit Bild. Das würde die Quote sicherlich leicht anheben, eventuell auch stärker. Denn man kann sich im Laufe eines Leben unmöglich diese vielen Menschen wirklich merken. Was wirklich schade sein könnte. Somit verlasse ich mich auf den Zufall, die Intuition und darauf, dass andere ein besseres Gedächtnis haben. Und mich hoffentlich in guter Erinnerung. Aber sicherlich sitzen die ebenso erinnerungslos vor meinen Karten. Es ist schon wichtig, eine Story bei jemandem hinterlassen zu haben. Eine Geschichte, die sich sofort mit einem selbst verbindet. Die eine Brücke baut zu mir. Eine Brücke, die sich nicht auf Daten und Fakten bezieht, sondern eine emotionale Kettenreaktion auslöst, die dann zu meiner Person führt. Auch noch nach Jahren. Diese Storys müssen am besten aus dem Leben sein, stark mit meiner Person verbunden sein. Das Involvement, welches diese Story darstellt, muss an den relevanten Kundennutzen gekoppelt sein. Man gibt jemandem seine Karte, weil man will oder derjenige was wollte. Ist da keine gute Story, dann ist da schnell nichts mehr. Somit sollte man jedem, dem man seine Karte in die Hand drückt, vorher eine richtig gute Story reingedrückt haben. Wenn man merkt, dass die gegessen hat, dann kann man auch seine Karte übergeben. Sonst kann man sie stecken lassen und sich sparen. Glaube ich. Denke ich. Nein, weiß ich.

Geschrieben von Christof Hintze in Gleichgesinnte um 08:11

Geständnisse

Ich fürchte, es ist schon zu spät. Vermutlich sind mir Beckstein & Co. schon auf die Schliche gekommen. Aber ich gebe es hier und heute öffentlich zu: Ich verweigere die Werbung! So, jetzt ist es raus. GEZegnet sei vorsorglich die Stelle, die dafür sorgt, dass ich mich dem Konsumrausch nicht so einfach entziehen kann. Wenn ich fernsehe, ist mein wichtigstes Instrument die Fernbedienung. Kommt ein Werbeblock, ist der Ton schneller aus als ich in die Küche gehen kann. Oder ins Büro, ins Badezimmer oder was man halt sonst in den 7-8 Minuten so macht. Interessant ist auch der Vorschlag von Vera F. Birkenbihl, die Werbeunterbrechungen zu nutzen, um sich weiter zu bilden. Bei der Menge der sinnlosen Berieselung schafft man eine neue Fremdsprache vermutlich in vier Wochen. Aber bei mir geht es noch viel weiter. Wird einmal ein Film angekündigt, den ich nicht im Kino gesehen habe, der mich aber interessiert, programmiere ich meinen Video-Rekorder. Jawoll, trotz Dauerprospekten in den Zeitungen, die ich beim Zeitungskauf immer sofort ausschüttele, bin ich standhaft geblieben und brauche keinen DVD-Spieler. Asche auf mein Haupt. Ich nehme auch keinen Kredit einer Online-Bank auf, von denen es den Briefen nach zu urteilen inzwischen Hunderte zu geben scheint, sondern ich bezahle bar, wenn ich etwas brauche. Dafür habe ich zuvor gespart. Natürlich nicht auf einem Sparbuch, das nur den Banken Geld bringt, sondern in Aktienfonds, Aktien oder Festverzinslichen: Nein, auch eure Werbeanrufe, die inzwischen als Umfragen getarnt daherkommen, höre ich mir nicht an. Ich will keine Steuern sparen. Abgesehen davon, dass man Steuern höchstens senken, nicht sparen könnte. Ich zahle gern Steuern, bedeutet es doch, dass etwas zu versteuern da ist. Ich will auch nicht mit Günther Jauch um 5 Millionen Euro spielen, weil die Frage „Wer wird Millionär“ sowieso schon lange beantwortet ist: Günther Jauch ist Millionär. Beim letzten Goldrausch am Klondyke brachten es die

zu etwas, die Schaufeln und Proviant verkauften, nicht die Goldsucher. Im Supermarkt kaufe ich nichts von den in den Gang gestellten Eye-Catchern. Und probieren will ich auch nichts. Ich habe einen Einkaufszettel, ich schäme mich. Dabei schaue ich auch noch, was die Ware pro Kilo kostet und bücke mich notfalls. Auch gehe ich nicht rechts herum und widerstehe den Backdüften am Eingang, weil dort nur mit künstlichen Aromen etwas vorgetäuscht wird, was mein Bäcker, dessen Adresse ich niemanden verrate, noch handwerklich zustande bringt. Ich glaube nicht daran, dass meine Potenz abhängig ist von der Automarke, mit der ich fahre. Allerdings weiß ich aus Erfahrung, dass Bewegung sie fördert. Deshalb fahre ich viel Fahrrad, vor allem wenn die Tankstellen ihre Preise am Wochenende heraufsetzen. Es tut mir leid, liebe Multis: Ich tanke dienstags und nie vor Feiertagen oder Ferien. Und natürlich weder Shell noch Aral, sondern ausschließlich bei freien Händlern. Ich war neulich nicht bei der neuen Saturn-Eröffnung in Berlin. Da gehe ich nämlich nie hin. Wer die Werbemillionen so rausknallt, wird das verkraften können. Auch trinke ich weder Warsteiner, Jever noch Krombacher, allein deswegen, weil sie mich bei den Sportübertragungen so abturnen. Hoffentlich bleibt Augustiner standhaft und macht weiterhin keine Werbung. Ich nehme auch nicht an den Bonusaktionen der Supermärkte teil und will keine Zugaben zu meinen Einkäufen. Wollte ich ein neues Service, würde ich es mir kaufen. Auch werbe ich keinen neuen Abonnenten um den Judaslohn eines iPods. Und, Steven Jobs wird es verkraften, das iPhone löst bei mir kein Jucken in der Tasche oder sonst wo aus. Im Gegenteil. Ich telefoniere mit dem Handy vielleicht fünfmal im Jahr. Weiterhin gebe ich zu, dass ich die Sportschau immer erst fünfzehn Minuten vor Schluss einschalte, weil dann Bayern kommt. „Wetten dass“ schaue ich gar nie an. Und wirklich ganz furchtbar: Am Freitag habe ich überhaupt nicht Fernsehen geschaut. Es tut mir leid.

Geschrieben von Kai Falkenberg in Marketing Denkanstöße um 08:09

Dienstag, 27. November 2007

Die erbärmliche Wahrheit, die ganze beschissene Wahrheit über einen Großteil der Werbung

Die gute Nachricht: Sie ist in der Form im Endstadium, denn sie ist verkommen zu Taschenspielertricks. Wer fällt auf mein Angebot rein? Die Zeit der großen charmanten, intelligenten, stilvollen, humorvollen Verführung ist längst vorbei. Extreme Manipulation ist angesagt, Werbedröhnung statt Werbebotschaft. Der Werber ist zum Dealer der Konsumgesellschaft verkommen und seine Drogen, die er an den Konsumenten bringen soll, sind in der Regel schlecht. Der Respekt, den die Gesellschaft dem Werber zollt, ist unterirdisch. Diesem Beruf nachzugehen, ist in den Augen vieler eine echte Schande. Man sollte besser was sinnvollereres mit seinem Leben anfangen, anstatt betrügerische Werbefeldzüge auszuhecken. Aber wie bei den Drogen, es gibt eben viel Geld zu verdienen. Oder sagen wir besser, es gab viel Geld zu verdienen. Das liebe, gute alte Geld. Auch an dieser Stelle muss es als Ausrede herhalten. Wie konnte es soweit kommen? Was um Himmels willen hat die Werbung dazu gebracht, so schlecht und wirkungslos zu werden? Ganz einfach – die Habgier der werbetreibenden Unternehmen. Und die eigene Habgier natürlich. Und die Selbstüberschätzung. Und die völlige Unterschätzung des Konsumenten auf ganzer Linie. Der denkt ja! Der assoziiert ja! Der hat ja eine eigene Meinung! Präferenzen! Der schaltet ab und um! Der schaut weg! Der wirft weg! Der blättert einfach darüber hinweg! Der ignoriert! Der trifft eigenständige Entscheidungen! Wer hätte das gedacht? Dieses dumme Konsumvieh macht, was es will! Darf es das? Wer hat das erlaubt? Die Briefings der werbetreibenden Unternehmen klingen in der Regel heute noch so wie vor 20 Jahren. Immer mehr Umsatz, immer mehr Bekanntheit, immer mehr Verkäufe, immer mehr Menschen am Point of Sale - immer mehr. Qualitativen Traffik. Nachhaltigen Umsatz generieren. Ungestützte Bekanntheit. Der feste Glaube an das ewige Wachstum ist ungebrochen. Wie blöd, abwesend, ignorant und mit falschen Dingen beschäftigt muss man eigentlich sein, um das Ticken der eigenen Zeit nicht wahrnehmen zu können? Von Seiten der Werbetreibenden. Die Werbung selbst sieht das schon lange anders. Sie weiß, dass alles, was sie da macht, nichts bringt, außer den Karren noch tiefer in den Dreck zu ziehen. Die Werber sind da wie die japanischen Walfänger, bis zum letzten Wal. Na und, solange ich über die Kunden komme. Aber das ist mit Drogendealern eben so. Die wissen nur allzugenut, dass Drogen ungesund sind und dass ihre besten Abnehmer in der Regel auf der Strecke bleiben. Aber was soll man da machen? Macht man es nicht selbst, macht den Dreck ein anderer. Schlechtes Gewissen? Nein, keine Spur. Drogen sind in der Regel ja natürliche Produkte, wie schlechte Ideen. Der Markt verlangt ja danach. Und einer muss es eben tun. Der Werber macht es ebenso. Er will auch leben. Hat auch Träume. Will sich auch was leisten können. Also macht er genau den Mist, den sein Kunde bestellt. Und er liefert ihm den Mist auch noch. Immer verbunden mit der Gewissheit, dass es nachher wieder an ihm liegt, dass es mal wieder nicht funktioniert hat. An die Prügel hat er sich gewöhnt. Auch an das schnelle kommen und gehen von Kunden. Keiner will Schuld sein, also ist es immer der Werber. Anstatt aber die Richtung zu wechseln, wird einfach die Dosis erhöht und die Botschaft gestreckt, immer und immer wieder, bis hin zur völligen Wirkungslosigkeit. Früher war das anders, da gab es ein Niveau. Um mitmachen zu dürfen, musste man das erreichen. Heute gibt es nicht nur kein Niveau mehr, sondern dieses sollte man am besten erst gar nicht mitbringen. Die Kreativabteilungen von Werbeagenturen und die Marketingabteilungen von Unternehmen haben somit den Level dieser Vormittagstalkshows erreicht. Das muss man wohl als Endstadium einer langen verherrenden völligen geistigen Umnachtung beschreiben. Die Kultur, der Anstand, der Respekt, alles das hat sich in Selbstgefallen aufgelöst. Der Konsument wird der Länge nach verarscht. Marketingleiter lassen sich miese kleine Tricks einfallen, wie Konsumenten in seine Falle tappen könnten. Diese Tricks sind so dumm wie übel wie wirkungslos. Zudem zerstören sie sukzessive weiter das so wichtige Vertrauen. Ganze Märkte werden geopfert für einen Deal. Ganze Branchen werden ruiniert für wertlose Marktanteile. Und der Werber setzt diesen Schwachsinn auch noch um und in Szene. Immer lauter. Immer aufdringlicher. Immer peinlicher. Immer erbärmlicher. Wo man früher noch höflich um Aufmerksamkeit gebeten hat, wird man heute angebrüllt, tötlich angegangen, für blöd verkauft. Es ist durch und durch ideenlos und wirkungslos. Es ist nicht mehr zeitgemäß. Und es ist am Menschen, den es gilt zuerst zu erreichen, um den Käufer in diesem Menschen zu erreichen, komplett vorbei gedacht. Das verrückteste ist nur, dass die Macher immer noch glauben und überzeugt sind, dass dies der einzige Weg ist, den Wert immer mehr verringern, die Leistung immer mehr zu schwächen, die Kosten stetig nach unten zu schrauben. Sie sind bis auf weiteres auf einem Minimierungstrip, der hoffentlich am Ende zum Ergebnis hat, dass sie sich selbst wegrationalisiert haben, dass sie sich wie Eiswürfel in einem Glas in ihrem eigenen Schwachsinn aufgelöst haben. Wie gerne würden viele Werber wieder Ideen ins Leben rufen. Aber niemand fragt sie ernsthaft danach sondern nur, wie man eine nächste überflüssige Konsumwelle auslösen kann, die wie alle anderen wieder im Sand verläuft. Es ist eine schwere Zeit für ernsthafte Strategen, Gestalter und Ideengeber. So lange ich dabei bin, die schwerste. Aber ich halte das aus, weil ich überzeugt bin, dass nach dem langen Nichts wieder etwas kommt und im Mittelpunkt stehen wird – die Idee.

Geschrieben von Christof Hintze in Marketing Denkanstöße um 07:48

Sonntag, 25. November 2007

Die unterschätze Kraft - der Schlaf

Völlig irritiert schaue ich auf mich selbst zurück, wie ich vor vielen Jahren noch damit prahlte, mit wie wenig Schlaf ich glaubte auszukommen. Schlafen hatte etwas von Schwäche, von verpassen. Man verschläft etwas, bis hin das ganze Leben. Schlafen war das Synonym für "nichterleben". Der Schlaf schien nutzlos. Alles Erstrebenswerte geschah im Wachzustand. Das glaubte ich. Davon war ich überzeugt. Heute sehe ich das anders. Ganz anders. Heute bin ich ein wenig ausgeschlafener und ich habe reichlich darüber schlafen können. Ich bin zu einer anderen Einstellung gegenüber dem Schlaf gelangt. In ihm steckt mehr Kraft und Energie (Ist eigentlich dasselbe – oder?), als man gemeinhin glaubt. Dinge im Schlaf erledigen, ist zu einer Überzeugung gereift. Was wir am Tag verpulvern, gewinnen wir im Schlaf zurück. Der Körper und der Geist können ganz in Ruhe aufräumen, Dinge in Ordnung bringen, gesund machen. Das große Aufräumen der Unordnung des Tages geschieht im Schlaf. An der Qualität des Schlafes kann man am besten absehen, wie es einem wirklich geht. Der Schlaf lügt nicht. Der Schlaf lügt nie, außer er ist mit Hilfsmittel herbeigeführt. Aber auch dann rächt sich das, denn nichts ist besser und gesünder als der naturgemäße Schlaf. Nichts. Ich habe den Schlaf als wesentlichen Teil meines Lebens kultiviert. Er ist im Stellenwert der wichtigen Dinge unter die Top 5 gelangt. Es war ein langer Weg bis hierher. Aber nun ist der Schlaf auch bei mir angekommen. Ich bin [Toi-Toi-Toi] so wenig krank, weil ich gut schlafe. Das Immunsystem scheint die ganze Arbeit vor allem im Schlaf zu leisten. Meine Energie, die mich durch alle Zeiten trägt, kommt vor allem aus dem Schlaf. Meine Einschlafzeit dauert nie länger als 1 bis 3 Minuten, dann bin ich weg. Mein Körper und meine Seele freuen sich, in den Schlaf abtauchen zu können. Mein Aufwachen geht ebenso flink. Ich döse nicht. Kein hinauszögern, drehen, wenden und wälzen. Wenn ich wach werde, beende ich den Schlaf. Eine hohe Schlafkultur bedeutet, den Schlaf mit aller Konsequenz zu beginnen und mit derselben auch zu beenden. Ich lese aus meinem Schlaf. Die Art des Schlafes in allen Phasen, sagt etwas über meine Lebenssituation aus. Viel mehr als das, was man am Tag so grübelt. Der Schlaf ist wie ein Buch, in dem ich lesen kann, wie es um mich bestellt ist. Was zu tun oder zu lassen ist. Traumdeuterei mache ich nicht. Ich träume schön und viel. Aber die Erinnerung daran ist mir nicht wichtig, auch das Kaffeesatzlesen nicht. Was mir wichtig ist, ist wie ich mich fühle beim träumen, in welche Stimmung versetzen mich meine Träume im Schlaf. Darauf achte ich. Sonst haben Träume keinerlei Bedeutung für mich. In der Chinesischen Medizin ist eine der ersten Fragen immer die nach dem Schlaf. Die wissen warum. Deren Erkenntnisse sind immer hin über 4000 Jahre schlafen alt. Also, wer den Tag besser in den Griff bekommen will, sein Leben, seine Arbeit, sich selbst, der muss nach meiner Überzeugung in der Nacht, im Schlaf damit anfangen. Schlaf gut – alles gut, könnte man fast sagen.

Geschrieben von Christof Hintze in blue notes um 22:51

Freitag, 23. November 2007

Die Multifunktions- und Simulationsgesellschaft

Wer kennt sie nicht, die Multifunktionsprodukte überall. Die uns das gute Gefühl geben, alles immer zu jeder Zeit mit Bravour hinzubekommen. Man kann gar nicht genug von den Funktionen bekommen. Und noch eine angenehme Nebenerscheinung, man hat das Gefühl, es wirklich zu können. Schon früher fielen vor allem die am Windsurferstrand auf, die zu gutes, zu neues, zu teures und zu viel Material hatten. Diese Menschen verbindet allesamt eins, sie konnten nur mäßig bis gar nicht surfen und sie waren zudem überfordert. Aber sie machten eine gute Figur. Das ist doch immerhin etwas. Beim Skifahren verhält es sich ähnlich. Ist das Equipment auffällig gut, viel, neu und teuer, sieht es mit dem Stembogen grauselig aus. Aber fully equipt. Mit Küchen ist es nicht anders. Nimmt die Qualität der Einbauten, Aufbauten und sonstigen Bauten überhand, ist es mit den Kochkünsten nicht weit her. Somit komme ich zu dem Schluss, so tun als ob und alle Möglichkeiten, die man nie benutzt trotzdem zur Verfügung zu haben, scheint ein großer Markt und ein Trend zu sein. Da kaufen sich Menschen Küchenmaschinen mit über 100 Funktionen und das einzige, was sie je damit gemacht haben, ist ein Bananenshake. Den Keller voller perfektem Werkzeug, vom Feinsten von A-Z. Aber das einzige Mal, als man es in die Hand genommen hat, war als man es im Keller verstaut hat. Autos sind schon lange keine Autos mehr. Mit Handys ist das ähnlich. Allen Produkten reicht der Kernnutzen schon lange nicht mehr aus. Sie müssen viel mehr können, auch wenn es niemand benutzt oder braucht. Der Markt will das. Also wird es gebaut. So sind die Haushalte vom Dach bis zum Keller und in die Garage voll mit Geräten, die völlig unterfordert sind und ein trauriges Dasein fristen. Oder die Gerätschaften sind mit so vielen Funktionen ausgestattet, dass man sie nicht mehr anfasst, weil man schlicht und einfach überfordert ist, sie ohnehin nicht bedienen kann. Somit muss und soll alles nur so aussehen als ob. Das genügt. Es sammeln sich somit vermehrt verwunderliche Dinge in Haushalten an, die einen ganz schön in die Irre führen können. So kann man beim Besuch plötzlich vor einer Leinwand stehen, auf einer Staffelei. Darauf ein zugehängtes Bild, Pinsel und Acrylfarben. Nun denkt man doch... Weit gefehlt, das ist ein Arrangement. Der Gast malt nicht selbst. Aber er könnte. Wenn er wollte. Wenn er Zeit hätte. Und wenn er malen könnte. Oder wenigstens Fantasie hätte. Man kann auch auf ein Saxophon treffen, auf einem Saxophonständer. Daneben ein Notenständer, ausgeschlagen Dave Brubecks „Take five“. Und man denkt sich... Wieder falsch, auch das ist nur ein Arrangement. Das Saxophon war ein Geschenk vor ca. 8 Jahren. Einen Grundkurs gab es auch dazu, aber man ist nie dazu gekommen, einfach zu viel um die Ohren. Und so geht es weiter. Die fette Bulthaup Küche sagt dem geschulten Auge, wenn es gut läuft, haben sie Sushi aus der Stadt mitgebracht oder waren vorher beim Feinkostladen. Mountainbikes für den Preis von Motorrädern und so weiter. Eine sichtbar jungfräuliche Canon EOS 1Ds Mark III Spiegelreflex Kamera. Ein Mitbringsel aus Tokio. Auch der Boom der Kochsendungen macht klar, wir haben nach der Multifunktions- und Simulationswelle schon die nächste Ebene erreicht. Es reicht aus, wenn andere in fetten Bulthaup Küchen kochen, so dass uns das Gefühl überkommt, wir könnten das eigentlich auch. Das reicht völlig aus. Die Welle der Fremdmultifunktion und Simulation ist das, die da gerade steigt und steigt. Es gibt eben nichts Schöneres als einen Freund, der das alles hat. Dann kann man es da liegen lassen, bevor es bei einem selbst herumliegt. Eventuell hat der Freund auch noch Kinder und einen Hund, dann kann man sich das auch mal in ganz kleinen Dosen reinziehen und glücklicherweise jederzeit wieder abspringen. Und tschüss. Ich behaupte, wenn man einen Berg machen würde, auf den man alles legen muss, was man länger als 36 Monate nicht berührt hat, dann hätte Reinhold Messner ein Problem. Er hätte den höchsten Berg der Erde noch gar nicht bestiegen. Im fehlt noch der 9000er.

Geschrieben von Christof Hintze in Wilde Thesen um 09:26

Donnerstag, 22. November 2007

Musik nach Normen

Wenn ich Musik höre, dann reagiert mein Gehirn sofort. Ist diese im Einklang mit meinen Normen? Ist sie das nicht, dann mag ich die Musik nicht. Sie kann aber auch zu leise oder zu laut sein. Oder es ist die richtige Musik am falschen Ort. Oder am völlig falschen Ort die richtige Musik. Es kann aber auch eigentlich die richtige Musik sein, aber irgendwas ist anders an ihr. Meine Normen reflektieren mein empfinden, wenn ich Musik höre. Diese Normen sind gelernt. Niemand wird geboren mit einem Musikgeschmack oder Verständnis. Wie auch. Sondern die Sozialisierung, die Umwelt prägt unseren Musikgeschmack. Und das ist ein ständiges erfüllen oder nichterfüllen von Normen. Es ist wie ein Zug. Die Weichen der Umwelt führen uns in einen Bahnhof und das stellt dann unseren Musikgeschmack dar. Ich höre jetzt schon den Aufschrei. Was ist mit Mozart und den ganzen hochbegabten dreijährigen, die Geige spielen. Hochbegabte langweilen sich in der Gegenwart von normalen Menschen. Sie nutzen zum Beispiel die Geige, um ihren Drang zu kanalisieren. Dabei geht es in erster Linie nicht um die Musik, sondern um das Ventil. Hochbegabte sind schnell gelangweilt. Sie müssen sich somit selbst beschäftigen, sich selbst Aufgaben und Ziele setzen, die allesamt jenseits der Vorstellungen von normalen Menschen verlaufen. Ich rede von ganz normalen Menschen, die Musik gehört haben. Und die heute eine bestimmte Musik bevorzugen, weil diese sich ideal mit ihren Normen deckt. Die Musik vertont den eigenen Film vom eigenen Leben. Wenn ich zurück denke, dann gibt es Musikstücke, die wie eine Zeitreise Gefühle und Bilder in mir hervorrufen. Es gibt Musik, die meine Stimmung untermalt. Manchmal bin ich in Situationen, da fällt mir ein, welche Musik am besten zu dieser passen würde. Musikgeschmack entwickelt sich entlang der Normen. Ich liebe Jazz. Soul. R&B. Funk. Aber eigentlich Jazz. Ich höre lieber keine Musik, als Musik, die ich nicht mag. Ich liebe die Ruhe. Die Stille. Außer sie wird mit Jazz ausgemalt. Deshalb mag ich diese Berieselung nicht. Wenn irgendwo Musik läuft, die ich nicht mag und gegen die ich mich nicht wehren kann, die ich nicht abstellen kann. Man könnte mich mit schlechter Musik foltern, ich würde alles gestehen für Stille. Musik ist ein Interesse meines Lebens. Nur eins. Aber meine Normen sind da relativ festgefahren. Es ist Jazz. Ganz einfach Jazz. Das macht mir das Leben und die Auswahl einfach. Denn im Jazz ist zu über 80% alles schon komponiert und gespielt worden. Somit greift man beim Jazz immer auf etwas zu, was einem wohlbekannt ist. Das ist gut zu wissen. Ich muss und ich will nicht ständig Neues oder Anderes hören. Weil ich weiß, was ich eigentlich hören will. Das ist das schöne an Normen. Vor allem, wenn man das Glück hat, dass diese kultiviert sind. Menschen, die Jazz hören, sind sich da meist sehr ähnlich im Gemüt. Gibt es einen Massenmörder, der behauptet hat, immer Chet Baker gehört zu haben? Gibt es einen Diktator, der gerne Ella Fitzgerald gelauscht hat? Das schöne am Jazz ist, dass Menschen, die wirklich gerne Jazz hören, meist gute Menschen sind. Denn das würde sich keiner antun, Jazz zu hören, damit andere denken, er sei gut. Das wäre sicher zu anstrengend. Somit sagen die Musikhörgewohnheiten viel über die Menschen aus. Denke ich. Sagen viel aus über die Normen, nach denen diese leben. Jazz muss man hören wollen und können. Ich weiß das nur zu genau. Darum würde ich Gäste nie mit Jazz quälen. Jazzhörer sind deshalb von Natur aus rücksichtsvoll. Sie befürchten ständig, andere mit ihrer Musik zu belästigen. Somit soll und kann jeder hören, was er will. Soll er auch. Muss er auch. Wir hören das, was mit unseren Normen übereinstimmt und das sind viele und vor allem sind diese längst erwachsen. Ach ja, ich höre auch andere Musik, wie Klassik, oder Rock 'n' Roll oder Rock. Es muss nur gut sein. Ich kann gute Musik aus allen Stilrichtungen gut hören. Was ich nur nicht hören kann und mag, ist schlecht gemachte Musik. Leider höre ich das. Manchmal wünsche ich mir, dass ich darüber hinweg hören könnte. Aber ich kann nicht. Schlechte Musik quält mich. Auch im Jazz.

Geschrieben von Christof Hintze in Gleichgesinnte um 14:32

Mittwoch, 21. November 2007

Siegermentalität

Die Verteilung von Willens-, Durchsetzungs- und Vorstellungskraft ist sehr unterschiedlich. Was wir im Sport oft bewundern, setzt sich im wirklichen Leben 1:1 fort. Die Sprüche sind alle bekannt. Die Bücher sind alle geschrieben. Die Berater haben alle Vorträge schon in der Tasche. Aber trotzdem kommt es immer anders, als alle denken. Warum? Warum kann man Erfolg nicht planen und umsetzen? Warum scheitern alle Versuche, mit Sicherheit erfolgreich zu werden, zu sein und zu bleiben? Warum ist nur Scheinerfolg von Dauer? Also, Erfolg mit unlauteren Mitteln herbeigeführt. Und warum ist echter Erfolg so dünn gesät? Die Werkzeuge sind bekannt, die Regeln ebenso. Alle trainieren und trotzdem ist der Output unübersehbar unterschiedlich. Alle haben wirklich alles getan, alles berücksichtigt. Aber das Ergebnis ist niederschmetternd. Was ist das wirkliche Geheimnis des Erfolges? Ich glaube, es ist wie oft im Leben sehr einfach. Nicht nach Erfolg streben ist die beste Voraussetzung, erfolgreich zu werden. Den Erfolg hinten an zu stellen. Ich bin überzeugt, wer unbedingt Erfolg will, der ist schon auf dem Holzweg. Auch wenn er mit aller Gewalt den Erfolg erzielt, wird sich dieser nicht so anfühlen, wie man es erhofft hat. Ganz im Gegenteil, meistens ist Erfolg zu teuer erkaufte. Wie im Sport. Aber es gibt sie, vereinzelt überall. Die Erfolgreichen, die es eigentlich nie wirklich sein wollten. Die an einer Sache gearbeitet haben. Die sich in den Dienst einer Sache gestellt haben. Denen der persönliche Erfolg nicht so wichtig war wie das gemeinsame Vorankommen. Die Menschen um sich versammeln können, welche die vor allem fehlende emotionale Komponente mitbringen. Die immer nach einer Verstärkung suchen. Es gibt Menschen, denen ist mehr an einer Sache als an persönlichem Erfolg gelegen. Und das sind die besten Voraussetzungen, um extrem erfolgreich zu werden. Es ist überraschend zu sehen, wenn man sich mit solchen Menschen mal austauscht, dass diese nur an der Sache, an einer Sache interessiert sind und sich selbst nur als ein Teil in einem riesigen Puzzle sehen. Die veröffentlichte Meinung braucht Leader, Heros, Einzelkämpfer. Wer wirklich erfolgreich ist, weil wie lächerlich das ist, etwas auf eine Person herunter zu dampfen. Aber das kann man besser verkaufen, in Szene setzen, veröffentlichen. Es hat somit immer den Anschein, dass Erfolg etwas sehr persönliches ist, so eine Art Alpha-Tier-Qualität. Die Darstellungsdimensionen unserer Medienwelt schaffen da einen großen Irrtum. Auf Titelseiten passt eben nur ein Gesicht. Preise verleiht man eben immer nur an eine Person. Alle sind Einpersonendimensional. Ein Interview kann man nur mit einer Person führen. Und so weiter. Somit stehen der Wirklichkeit von Erfolg die Darstellungsmöglichkeiten unserer Medienlandschaft im Wege. Und alle glauben, sie sind es, sie allein, welche den Erfolg produzieren. Es wäre nur die Aufgabe an einen selbst, mehr Willenskraft, mehr Durchsetzungskraft, mehr Überzeugungskraft allein aufbringen zu können über einen längeren Zeitraum als alle im Wettbewerb und dann sei man selbst am Ziel – erfolgreich. Nein man ist alleine. Und die meisten am Ende. Erfolg, echter Erfolg sucht sich seine Kandidaten schon selbst aus. Die können das gar nicht verhindern. Erfolg ist wie ein Bach, der mit anderen Bächen zu einem Fluss zusammenläuft, der sich zu einem Strom verbindet. Das mündet unweigerlich in dem, was man gemeinhin wirklich als Erfolg bezeichnen würde. Das Glück, eine oder seine Sachen so gut gemacht zu haben, dass einem dafür nach seinem Gefühl übergebührend Wertschätzung entgegen gebracht wird. Was das Lebensglück, das man ohnehin schon empfindet, zudem auch noch zusätzlich vergoldet. Was man nicht als notwendig ansieht, aber respektvoll in Kauf nimmt. Erfolg macht Menschen dankbar, hilfsbereit und bescheiden.

Geschrieben von Christof Hintze in Marketing Denkanstöße um 07:32

Dienstag, 20. November 2007

A damn good idea

Danke Heiko, you made my day

Geschrieben von Christof Hintze um 15:43

Man stelle sich nur mal vor...

Diese ganze Gesellschaft, alles, was damit zusammenhängt, gibt es nur so, weil Männer Frauen rumkriegen wollen. Das ist nur eine verrückte Theorie, aber denkbar wäre es doch. Alles ist denkbar. Das da Männer saßen, sitzen und sitzen werden, die sich gefragt haben, wie bekomme ich die ins Bett? Und da sie nicht alle aussehen wie Brad, haben sie sich was einfallen lassen, von dem sie glaubten, das könnte den Frauen imponieren. Wenigstens einer. Und da sie nicht alle so reich sind wie Bill, haben sie sich noch mehr verrückte Sachen einfallen lassen, um an Geld zu kommen, mit dem sie dann an die Frauen kommen. Und nicht alle können so viel Macht haben wie der andere Bill. Somit haben sie sich irre Dinge einfallen lassen, um an Macht zu gelangen, um mit dieser Frauen zu beeindrucken. Und einmal am Rad gedreht, dreht es sich immer schneller und das Rad wird immer größer und es werden immer mehr Räder. Und das alles nur wegen Männern, die Frauen rumkriegen wollen? Geld. Macht. Alles nur, um so eine Schnepfe rumzukriegen? Oh mein Gott. Das würde bedeuten, dass auch die ganzen Ideologien für den Allerwertesten wären. Denn auch die wurden nur ins Feld geführt, um die Mädels in die Falle zu bekommen. Wenn man den Gedanken weiterdenkt und weiterdenkt, dann wird einem einiges klar. Was soll man machen, wenn man Frauen nicht zum lachen bewegen kann. Wenn man überhaupt nicht witzig ist. Keine Spur. Wenn man nicht über sich selbst lachen kann. Keine Spur. Wenn man Humor nur aus Witzbüchern kennt. Wenn man Frauen nicht unterhalten sondern nur langweilen kann? Wenn man durch und durch nicht witzig ist und sein kann, nicht mal, wenn man es gerne wäre. Fatal. Was macht ein Mann, der keine Spur witzig ist oder sein kann. Ein Mann, der eine Frau nicht zum lachen bringen kann? Genau! Der denkt, er braucht Geld und/oder Macht, am besten beides. Der meint, er muss Frauen kaufen oder seinen mächtigen Einfluss einsetzen, um das fehlende etwas – das Lachen - ersetzen zu können. Denkt er. Dann lachen alle mit ihm, schon weil sie müssen und dürfen. Alle lachen mit Menschen, die reich und oder mächtig sind. Ich weiß das seit Shakespeare. Es ist aber ein anderes Lachen. Es ist so, als ob man einen gewollten Liebesakt mit einer ungewollten Vergewaltigung vergleicht. Sex ist nicht gleich Sex. Das wäre ja noch schöner. Es ist etwas völlig anderes als das, was einem eine Frau schenkt, wenn man sie zum Lachen gebracht hat. Diese offenbare Zuneigung, diese Aufmerksamkeit, die einem zuteil wird. Ups – sie lacht. Aber das scheint vielen erst mal egal zu sein. Die glauben, lachen ist lachen. Dabei wissen wir, dass dem nicht so ist. Die denken, sie wären witzig. Wirklich. Dabei hören und spüren sie nicht, dass dieses lachen eigentlich keins ist. Das Lachen einer Frau sagt alles darüber aus, wie weit oder wie nah man ihr ist. Ganz nah oder sehr weit entfernt. So nah, wie man es sich innig wünscht oder leider noch in weiter Ferne. Nur das Lachen sagt alles darüber aus, ob man auf dem Weg ist, von dem man träumt. Frauen verraten sich nur beim Lachen. Sonst ist mir nichts aufgefallen, was Aufschluss darüber gibt, ob man dem eigentlichen Ziel auf der Spur ist. Wenn man eins hat. Alles andere ist nebensächlich. Nichts wert. Unwichtig. Nur das Lachen einer Frau sagt alles aus. Auch Respekt erfährt man im Lachen von Menschen. Somit haben es Männer besonders schwer, die es nicht fertig bringen, Frauen zum lachen zu bewegen. Besonders schwer ist noch nett ausgedrückt. Ausweglos. Die würden leer ausgehen. Somit haben diese Männer sich eine parallele Welt geschaffen, um nicht leer bzw. alleine ausgehen zu müssen. Und diese prägt das Bild unseres Planeten. Unser Planet ist geprägt durch Männer, die Frauen nicht zum lachen bewegen können, durch Männer, die humorlos sind. Nicht witzig. Das ist nicht witzig. Verrückt. Wenn wir also die Welt zu einer noch besseren verändern wollen, dann müssen wir denen helfen, die es nicht schaffen oder fertig bringen, Frauen zum echten Lachen zu bringen. Denn ist jemandem mal aufgefallen, was herzhaftes lautes authentisches Lachen bedeutet? Man ist schutzlos ausgeliefert. Wer lacht, kann sich nicht verteidigen. Er liefert sich dem anderen vertrauensvoll aus. Somit ist Lachen ein deutliches Zeichen. Eines der wichtigsten, die der Mensch aussenden kann. Denn man lacht nur von Herzen, wenn man dem Anderen nah ist oder sein will. Sonst gibt es nichts zu lachen. Die Art des Lachens sagt alles darüber aus, wie nah man sich ist. Beim Lachen gibt man seinen Selbstschutz auf. Über das Lachen signalisieren wir unsere Nähe oder Distanz zu einer Person. Lachen in Gegenwart von Macht und Geld klingt anders. Völlig anders. Es ist das nützliche

Lachen. Es ist das materialisierte Lachen. Es ist das Lachen, um zu gefallen. Es ist das Lachen, um nicht unangenehm aufzufallen. Um sich einen Vorteil zu verschaffen. Um sich in Szene zu setzen. Um das Gefühl zu haben, dazu zu gehören. Um einen Nutzen daraus zu ziehen. Es hat nichts mit den Menschen zu tun sondern es ist ein zweckgebundenes egoistisches Lachen. Es ist nur eine Art von Lachen. Eine Abart. Es ist das laute Lachen über schlechte Witze, dumme Geschichten und über andere Menschen. Ein Lachen, das Überlegenheit zum Ausdruck bringen soll, das die Dominanz sichtbar machen soll. Man glaubt schon fast, dass der Humor immer schlechter wird, damit dies zum Ausdruck gebracht wird. Schaut her, wie reich und mächtig ich bin, die lachen alle bei so schlechtem Humor. Es könnte also sein, dass es immer nur darum geht, dass Männer Frauen wollen. Und dass die Welt, in der wir leben, von diesem triebhaften Umstand angeheizt wird. Dem Umstand, dass einige Männer Frauen beim besten Willen nicht zum selbstlosen, ehrlichen, herzlichen Lachen bringen können. Und dafür der ganze Aufwand und Umstand?! Ach du meine Güte. Aber dies ist nur so ein Gedanke. Ich hoffe, es lacht einer darüber.

Geschrieben von Christof Hintze in Wilde Thesen um 08:01

Montag, 19. November 2007

Jäger & Sammler 2

Eines muss man den Weibchen der Spezies Mensch lassen. Sie haben es gut raus, den Beschützerinstinkt des Männchens zu wecken. Das ist eine legitime Überlebenstaktik. Denn während das Weibchen mit den Jungen lokal gebunden ist und auf Versorgung angewiesen bleibt, streift der große, weiße Jäger ziellos durch sein Territorium auf der Suche nach Beute, Scharmützel oder schnellen Vergnügungen. Eines der beliebtesten Spielchen ist das „Schlechte-Gewissen-Spiel“. Es geht darum: Egal, was das Männchen sagt, bleibt es zum Schluss als schlechter Kerl zurück, den sein schlechtes Gewissen jetzt treibt, sich wieder ausschließlich um das Weibchen zu kümmern. Hier eine milde Form des Spiels, täglich mehrfach erfolgreich eingesetzt. Das Männchen macht sich fertig für die wochenendlichen Einkäufe. Draußen tobt ein Schneesturm, den ein Tief planmäßig über Hamburg hergeweht hat. Das Weibchen liegt noch im warmen Bett und stellt in den Raum: „Heute stehe ich nicht auf.“ Erste Runde. Das Männchen, selbst wenn es schon einigermaßen erfahren ist, tappt leicht in die aufgestellte Falle. „Na gut, dann bleibst du halt liegen. Und ich bringe dir was Schönes mit. Nachher frühstücken wir dann zusammen.“ - „Aha, du willst also wieder ohne mich losziehen“, schluchzt sie mit gespielter Empörung los. KO in der zweiten Runde. Was könnte das Männchen tun? Ich bin heute milde gestimmt und will mal nicht so sein. Ein kleiner Tipp aus meinem Nähkästchen: Da es beim „Schlechte-Gewissen-Spiel“ darum geht, dass sich das Männchen kümmert, liegt hier auch der einzige Ausweg. Denn mit der Einleitung „Heute stehe ich nicht auf“, testet das Weibchen einzig seine aktuelle Kümmerbereitschaft. Da muss da Männchen auch die entsprechenden Geschütze auffahren. „Bist du krank, Liebes?“ wäre zum Beispiel eine gekonnte Erwiderung. „Dann fahre ich dich sofort ins Krankenhaus oder wir rufen den Notarzt“, müsste allerdings noch folgen, damit es glaubwürdig bleibt. Erste Runde geht klar ans Männchen. „Nein, so schlimm ist es nicht“, geht das Weibchen in die zweite Runde. „Mir ist nur so kalt“, baut sie eine zweite Falle auf. „Dann komme ich wieder ins Bett und wärme dich“, könnte das Männchen jetzt fürsorglich sagen, um dem Weibchen seinen Triumph zu lassen. „Ihr Kerle denkt doch immer nur an Sex“ zieht sie das Herz-As und steht endlich auf. Zurück bleibt das Männchen, das sich geschickt auf das „Schlechte-Gewissen-Spiel“ eingelassen hat, aber immerhin zum gemeinsamen Einkaufen kommt. Mit sehr viel Geduld und Erfahrung kann es dem Männchen gelingen, auch weiterhin die grobe Richtung vorzugeben, wenn es ihr bei diesen Spielchen ihren kleinen Triumph lässt. Nächste Woche berichte ich dann von der dritten Runde.

Geschrieben von Kai Falkenberg in Menschen um 18:36

Sonntag, 18. November 2007

schnalstal

Geschrieben von Peter von Felbert in Berge um 20:53

Alles Freier

Ich denke, so denken eventuell viele Frauen aus dem horizontalen Gewerbe. Da über einen Zeitraum alle möglichen Männer kommen, wird man den Gedanken nicht mehr los. Alle Männer sind potentielle Freier. Aber diese geistige Fehlleistung passiert auch anderen. Im Laufe der Jahre sehen viele nur noch Freier. Keiner sieht mehr den eigentlichen Menschen. Sondern nur noch den Nutzen. Den Bedarf. Es gibt nur noch Käufer. Interessenten. Zielgruppen. Von den Menschen redet keiner mehr. Sondern, was sie verdienen oder nicht. Kommen sie als Käufer in Frage? Jeder wird somit zum potentiellen Käufer. Versicherungsvertreter sehen in jedem Menschen einen möglichen Abschluss. Die Frage ist nur welchen? Viele Vertriebsformen und Organisationen sehen schon lange nicht mehr den Menschen. So sieht dann auch die Kommunikation aus. Sie konzentriert sich auf das Wesentliche. Kaufen? Die Distanz, die dadurch zum möglichen Käufer entsteht, wird größer und größer. Die Verbindung zum Menschen ist längst abgerissen. Was macht der Verkäufer? Er bietet billiger und lauter an. Um Käufer für sich zu gewinnen. Die sich sukzessive von dieser Art der Ansprache nur noch abgestoßen fühlen. Was macht der Verkäufer? Er bietet noch billiger an und noch lauter? Und so geht das weiter. Das Verhältnis zwischen Verkäufer und Käufer ist schwer beschädigt. Die Käufer fühlen sich belästigt und bedrängt. Sie fühlen sich belogen und hintergangen. Und das alles nur, weil es in keinem Moment mehr um eine Begegnung zwischen Menschen geht. Dabei wäre der Weg so einfach. Aber es sieht ihn kaum einer. Alle suchen nach den Tools, die aus Nichtkäufern Käufer machen, egal wie. Aber immer in dieselbe Richtung. Man schaue sich mal den Automobilmarkt an. Oder DSL, Handy, Strom und so weiter. Jeder redet nur noch von sich, wie billig er ist. Und wie toll sein Angebot. Und siehe da, nichts passiert. Und alle wundern sich. Dabei ist das Einzige, was denen einfällt, die Schrauben noch enger anzuziehen. Mit dem immer demselben Ergebnis. Viele Marketinginstrumente haben sich längst überholt. Sie haben längst ausgedient. Sie funktionieren nur nicht mehr, sondern sind geradezu erbärmlich. Man nehme sich mal als Fallbeispiel die Autohaus-Sonderschauen vor. Jeder Hersteller veranstaltet sie bis zu vier Mal im Jahr. In jedem Autohaus. Es gibt etwa 5.000 Autohäuser in Deutschland. Das macht 20.000 Orte, in denen Sonderschauen stattfinden. An und bei denen nichts von dem passiert, was dort eigentlich passieren soll. Aber niemand stoppt den Wahnsinn. Sondern alle machen mit und alle machen weiter. Wer mir nicht glaubt, der sollte mal selbst eine Sonderschau bei einem beliebigen Händler besuchen. Es ist erbärmlich, was sich dort abspielt. Und was in Autohäusern nicht funktioniert, das funktioniert auch in anderen Märkten und Branchen nicht mehr. Weil man nur den potentiellen Käufer sieht und nicht mehr den Menschen. Somit fühlt sich der Mensch davon auch abgestoßen. Und somit kann der Mensch nicht zum Käufer werden. Also, erst den Menschen erreichen, dann einen möglichen Verkauf erzielen. Anders geht es nicht. Und anders wird es auch nicht gehen. Somit helfen nur Ideen, mit denen man in erster Linie die Menschen wieder erreicht. Dann könnten auch Ziele wieder in Erfüllung gehen.

Geschrieben von Christof Hintze in Marketing Denkanstöße um 16:06

Freitag, 16. November 2007

Ein Telefon ist ein Telefon ist ein Telefon ist ein Telefon - oder?

Seit dem 09.11.2007 kann man in Deutschland, nein nicht den neuen Harry Potter auf Deutsch lesen, sondern das neue, sensationelle, unglaubliche Apple iPhone erwerben. In Köln öffnete deswegen ein cleverer Händler schon um 00:01 Uhr seine Pforten. Wie das Geschäft lief, ist mir bis heute Abend noch nicht zu Ohren gekommen. Wir werden es aber sicher bald wissen. Was ist denn an dieser Geschichte so toll, fragen Sie sich? Das werde ich Ihnen erklären. In Vertriebschulungen hört man immer mal wieder die alte Geschichte eines Schuh-Herstellers, der seinen besten Verkäufer in ein Land in Ostafrika schickte, um herauszufinden, ob es dort einen Markt gäbe. Nein, berichtete der, als er zurückkam. Kein Markt. Alle laufen dort barfuss herum. Der Schuh-Hersteller tat nun zwei Dinge. Als erstes entließ er seinen besten Verkäufer und gründete dort zweitens eine Niederlassung. Was gibt es einen besseren Markt für einen Schuhhersteller als ein Land, in dem alle barfuss gehen? Hier hatten wir einen gegenteiligen Markt. Einen gesättigten Markt. Alle Menschen haben mindestens ein oder zwei Handys. Die zur Jahrtausendwende wie die Pilze aus dem Boden geschossenen Handyläden gingen ein wie die Primeln. Die Handys gab es umsonst. Die Tarife bröckelten auf breiter Front. Und heute? Da kommt einer, Steven Jobs, der ein Handy auf den Markt wirft, das 399,- Euro kostet. Dessen ungeliebter Vertragspartner seinen Kunden einen 24-Monatsvertrag aufdrängt und 39 Cent pro Gesprächsminute abknöpft. Und was machen die Kunden? Sie kaufen wie die Wilden. Nein, das iPhone kann nichts, was es nicht schon lange und viel billiger gäbe. Telefonieren, Internetzugang, iPod, eine schwache 2-Megapixel-Digicam und eine gute 8 Gig Speicherkarte sind nicht wirklich der Reißer. Gut der Touchscreen ist wirklich gelungen, die Verpackung ist schick. Und schön flach ist das Teil auch. Aber Hand(y) aufs Herz, liebe Strategen. Wärt ihr die Verantwortlichen gewesen, daran hätte keiner geglaubt. Was nämlich funktioniert, ist das Bild hinter dem Produkt, der Glaube hinter der Marke. Das hat Charisma, dem wird geglaubt. Und natürlich der topmodernen Klaviatur des Marketing. Keine teuren Kampagnen, keine Zielgruppendifferenzierung, kein Elevator-Pitch und kein TV-Spot leisten das, was Apple leistet. Die Jünger sprechen. Die Mac-User, die weltweite Kreativgemeinde, die Blogger. Das Web trägt die Botschaften und die Käufer glauben die Signale und strömen herbei. Nicht um das Produkt geht es, nicht um den Preis oder den Nutzen. Es geht um ein Gefühl. Einen Duft. Es geht um die Idee.

Geschrieben von Kai Falkenberg in Marketing Denkanstöße um 16:22

Die fleißigen Bienen

Unser System ist voller fleißiger Bienen. Singles. Völlig verlassen von der Hoffnung nach so etwas wie einer funktionierenden Beziehung. Man hat sich verworfen und überworfen mit seiner Familie und dem Familienglück. Man lebt allein. Und dabei zufrieden. Kinder? Nein danke! Eine Beziehung – bloß nicht! Eine Wochenenden bei den Eltern? Mir graust es! Da liegt man lieber im Wohnzimmer und verschlingt ein Buch nach dem anderen. Bei einer guten Tasse Tee. Kühlschrank auf. Kühlschrank zu. Fernseher an. Fernseher aus. Blick auf das Telefon. Wenn könnte man mal anrufen? Oder wer hat mich eigentlich schon lange nicht mehr angerufen. Die Gläser könnte man mal polieren. Da ist ja echt viel Staub drauf. Die Post. Die Post könnte man holen. Nein, nicht am Wochenende. Könnte was übles drin sein, dann ist das ganze Wochenende dahin. E-Mails checken, das könnte man mal machen. Siehe da, 5 neue, 4x Spam und 1x Job. Dann kommt wieder Montag und die freiwillig gewollte Einsamkeit hat ein jähes Ende. Man kann sich wieder voll in seine Arbeit stürzen. So ohne Anbindung ist man der ideale Mitarbeiter. Man kann ja eigentlich immer und immer alles verschieben. Der perfekte Mitarbeiter. Der durch nichts gestört und abgelenkt wird. Weniger krank und viel flexibler als die Anderen. Was soll man sonst auch machen. In der Wohnung erwartet einen ja niemand. So macht man seine Reisen, alleine oder mit jemandem aus dem Freundeskreis. Die schlimmste Zeit ist die Winterzeit. Weihnachten, Neujahr und auch der drohende immer wiederkehrende Geburtstag. Es sind die Tage, an denen man unweigerlich mit so etwas wie inniger Gemeinschaft konfrontiert wird, auch wenn man es nicht aushält. Der Job läuft gut, denn man ist eben fleißiger als all die Anderen. Aber sonst ist es schon seltsam. Die Zeit läuft und läuft. Tagein, tagaus. Einer wie der andere. Man wird älter und wenn man so lange alleine ist, dann hat man sich in seinem eigenen Leben eingerichtet. So eng, dass da keine Luft für jemand anderes mehr ist. Dieses völlig unbeobachtet sein in seinem eigenen Leben macht einem schon mal zu schaffen. Das Gefühl, nicht wahrgenommen zu werden. Dabei hat man doch so viele Interessen. Die Musik. Das Kochen. Das Reisen. Das Malen... Und so vieles mehr. Man hat so viele Interessen, dass einem nicht langweilig wird. Man hat sich eine Vollbeschäftigung verordnet. Die Freizeit ist minutiös durchgeplant, damit man nicht zu oft auf sich selbst und seine Einsamkeit stößt. Langeweile gibt es nicht. Es gibt immer was zu tun. Man ist ja fleißig. Ein fleißiges Bienenchen. Der perfekte Mitbürger. Steuerklasse 6. Konsum aus Einsamkeit. Alles in Ordnung. Sogar auf

die Voruntersuchungen freut man sich, weil diese Abwechslung ins Leben bringen. Manchmal denkt man sich, wie es wohl wäre, wenn man eine schlimme Krankheit hätte. Wer sich alles um einen rührend kümmern würde. Bei dem Gedanken wird einem ganz anders und man betet, dass hoffentlich nichts ist. Emotionen. Die holt man sich in passenden Dosen aus den dafür geeigneten Medien. Traurige Musik. Fröhliche Filme. Anrührende Bücher. Schockierende Nachrichten. Alles da, um sich wenigstens als Teil einer Gemeinschaft zu fühlen. Und ab 5.00 Uhr morgens liegt man dann hellwach im Bett und die Gedanken machen einem Angst, schüren Befürchtungen, lassen Schlimmes erahnen. Kleinigkeiten stampfen wie Elefanten über das Gewissen. Da steht man lieber gleich auf, als sich weiter mit diesen Gedanken zu plagen, obwohl man schon um 21.00 Uhr den Abend zuvor eingeschlafen ist. So macht man weiter und weiter, als fleißiges Bienchen. Und mit dem Honig versucht man, das Beste daraus zu machen. Allein. Bis auf weiteres.

Geschrieben von Christof Hintze in 02 . Blickwinkel um 11:16

Donnerstag, 15. November 2007

Wo bitte geht es zur nächsten Falle?

Du steckst in der Falle. Nur in welcher, ist die Frage. Es gibt da einige. Und Einige stecken sogar in mehreren. Nicht wenige führen ein Leben wie in einer Zwickmühle. Aber das Leben in der Falle scheint nicht so schlimm, dass wir es um jeden Preis in der Welt ändern wollen. Im Gegenteil, die Einstellung lautet: Die anderen ja – ich nicht. Oder auch schön ist: Ich komm da jeder Zeit raus, wenn ich will. Die schlimmsten Fallen sind: 1. Beziehungsfalle 2. Familienfalle 3. Schuldenfalle 4. Vermögensfalle 5. Schuldgefühlfalle 6. Suchtfalle 7. Machtfalle 8. Rechthabereifalle 9. Angstfalle 10. Geltungsdrangfalle 11. Überheblichkeitsfalle 12. Minderwertigkeitsfalle 13. Größenwahnfalle 14. Gleichgültigkeitsfalle 15. Gutgläubigkeitsfalle 16. Habgierfalle 17. Triebfalle 18. Intelligenzfalle 19. Dummheitsfalle 20. Unaufmerksamkeitsfalle 21. Mitteilungsunfähigkeitsfalle 22. Interesselosigkeitenfalle 23. Panikfalle 24. Stressfalle 25. Launenfalle Das ist nur eine kleine Auswahl von Fallen, in die man täglich, stündlich, jeden Augenblick treten kann. Und es werfe der mit dem ersten Kommentar nach mir, der nicht selbst von einem Fettnäpfchen ins andere tritt und dabei regelmäßig bei den persönlichen Favoriten wieder und wieder vorbeischaute. Es ist okay, geradezu menschlich, aber es offenbart auch unsere Fehlbarkeit und zwar nicht ab und zu, sondern mitunter ständig. Somit fragt sich der Laie und der Fachmann staunt, was macht der Mensch eigentlich fehlerfrei oder wenigstens so, dass man sich keine Sorgen machen muss? Mir fällt da auf Antrieb nichts ein, außer, dass sich Sorgen machen auch zu einer Falle werden kann, zur Sorgenfalle. Wie auch vieles bis alles andere, was man immer und immer wieder falsch anpackt. Aber wir haben ja noch Zeit und zeitgeschichtlich gerade mal 30.000 Jahre rumprobiert. Somit lässt das ja für die nächsten, na sagen wir mal 250.000 Jahre hoffen. Also, wo bitte geht es zur nächsten Falle?

Geschrieben von Christof Hintze in Wilde Thesen um 09:59

Tempolimit

Freie Fahrt für freie Bürger! Diskussion „130“ in Deutschland. Unser neuer Vorkämpfer-Europa Söder aus Franken, der letzte aufrechte Stoiberianer, jetzt aber unermüdlicher Kämpfer für Ihre Beckstein müllt: „Wenn man die Durchschnittsgeschwindigkeit auf allen Autobahnen nimmt, fahren wir heute sowieso nur 134 km/h!“ Das ist jetzt aber sehr hilfreich, wenn mich ein Mercedes-Sprinter mit 186 km/h von der Mittelspur rammt. Eigentlich waren es ja nur 134 km/h. Soll mich da nicht so anstellen! Blöd, wenn der Wahlinder Rangar Yageshwar zeigt, dass ab 100 km alle Sicherheitssysteme wie Airbag, Gurt oder Knautschzone zu dem mutieren, was sie bei hohen Geschwindigkeiten sind: Salz-in-die-Augen-Streuer der Politik und Industrie. Neben Nepal ist Deutschland das letzte Paradies dieser Erde, wo man(n) noch ungehemmt seine Pferdestärken auf den Asphalt bringen darf. Wobei es im Himalaja eher eine theoretische Frage sein dürfte, ob die nächste Serpentine noch 130 verträgt. Die 80-jährige Gehirnwäsche unserer Regierungspartei, der Autolobby, zeigt Wirkung. Unser aller Existenz steht auf dem Spiel, wenn wir unsere 2-Tonnen-Geländewagen und 280-Km-Spitze-Boliden nicht mehr auf unseren Teststrecken von A1 bis A9 ausfahren dürften. Kein amerikanischer Filmstar würde jemals mehr einen Porsche kaufen, der nicht zuvor bewiesen hätte, dass man auch heute noch die Avus mit 220 Stundenkilometer bewältigen kann. Wem sollten wir Deutsche zujubeln, wenn nicht ein finnischer Fahrer in einem englischen Auto, aber mit deutschem Geld Weltmeister einer Veranstaltung wird, die so sinnlos ist, wie die samstägliche Autopolitur. Da rasen erwachsene Männer 300 Kilometer mit größtmöglichem Spritverbrauch in speziellen Hochgeschwindigkeitsmaschinen, nur um nach einundeinhalb Stunden dort anzukommen, wo sie zuvor losgefahren sind. In den aktuellen Werbespots der Autoindustrie mutieren ihre inzwischen alle gleich aussehenden Karossen zu märchenhaften Einhornern, die auf leeren Küstenstrassen dahincruisen. Unser aller Traum von Freiheit und Abenteuer, Weite und Heldentum. Wie kann man diese pittoreske Idylle nur stören wollen? Mann ist, was er fährt. Wozu denn noch den 120.000 Euro-Schlitten leasen, wenn mich ein sturer Pfälzer auf der verzweifelten Jagd nach Wählerstimmen einbremsen will? Wo sollen denn die Japaner ihre Jamabuzzi oder so ähnlich, das Motorrad, das über 300 km/h schafft, ausfahren können? Dann sollen doch die Chinesen und Koreaner unsere Fabriken übernehmen. Dann lohnt sich doch das Leben eh nicht mehr? Es ist übrigens nur ein Gerücht, dass BMW in München jetzt zurückschlägt. Die europäische Transportaufsicht wird dafür bezahlt, die S-Bahn so effektiv zu stören, dass wieder mehr Kunden genervt aufs Auto wechseln. Trotzdem merkt man schon die Wirkung: Letzte Woche habe ich mit dem Auto für die 75 Kilometer von Rosenheim zurück nach München zwei Stunden gebraucht. Mensch, Söder! Nicht einmal rechnen kannst du. Das waren nie im Leben 134 km/h!

Geschrieben von Kai Falkenberg in Gleichgesinnte um 09:57

Dienstag, 13. November 2007

Schalt den Turbo ein

Ist es übermittlelt, dass im Laufe der Evolution eine Schnecke schon mal zu spät kam? Wir sprechen da über einen Zeitraum von ca. 20.000.000 Jahre. Bei Studien aller mir vorliegenden Unterlagen habe ich keinen einzigen Hinweis darauf gefunden, nur dass die Schnecke sich im Schnecken tempo zur artenreichsten Tierart gemausert hat. Es sollen so um 43.000 verschiedene Arten sein. Eigentlich unvorstellbar. Wenn man bedenkt, dass unsere Welt sich vor allem dadurch auszeichnet, dass alles immer schneller gehen muss. Ich habe auch keine Unterlagen dazu gefunden, inwieweit Schnecken Stress empfinden oder ob diese überhaupt an Herz- Kreislaufkrankheiten sterben können. Übereinstimmung mit dem Menschen gibt es auch. So kommt die Schnecke am besten voran, wenn sie ordentlich Schleim hinterlässt. Das ist dem Menschen bekannt, mit einschleimen geht es oftmals besser voran. Die enge Beziehung zum Eigenheim haben auch beide gemeinsam. Aber sonst ist da nicht viel. Die Schnecke lebt also 500mal länger als der Mensch auf diesem Planeten und es gibt 42.995 mehr Arten als beim Menschen. Und ein Ende dieser Entwicklung ist nicht in Sicht. Über 70% aller Weichtiere sind Schnecken. Der Mensch macht unter den Säugetieren weitaus weniger aus. Der Mensch vergrößert seinen Anteil unter den Säugetieren eher dadurch, dass er andere zum Aussterben bringt. Aber zurück zum eigentlichen Thema. Tempo. Geschwindigkeit. Unser hetzen, jagen und rasen wirkt angesichts dieser Tatsachen lächerlich. Ein Leben im Schnecken tempo wäre viel erstrebenerwerter, weil schöner, lockerer, gesünder und angenehmer. Das Leben würde nicht so an uns vorbeirasen, sondern wir könnten es viel intensiver erleben. Eigentlich machen die Schnecken uns erfolgreich vor, dass Geschwindigkeit bei weitem nicht den Stellenwert hat, den wir Menschen ihr einräumen. Obwohl es sicher die eine oder andere Schnecke gibt, die sich schon mal beeilt oder die es eilig hat. Aber der Unterschied zwischen einer dahinschlendernden Schnecke und einer, die es wirklich eilig hat, ist mit dem bloßen Auge nicht zu erkennen. Wer sich mal die Zeit nimmt und über Geschwindigkeit ernsthaft nachdenkt, der kann sich das Lachen nicht verkneifen. Denn wenn alles schneller ist und geht, um wie viel schneller kommt man dann wo an? Am Lebensende? Da mach ich mal lieber langsamer. Wir könnten von den Schnecken viel lernen. Die von uns - nichts. Aber wir haben ja keine Zeit.

Geschrieben von Christof Hintze in Wilde Thesen um 07:51

Montag, 12. November 2007

Über die ganz anderen Menschen

Wie oft habe ich diese Äußerung schon vernommen. Was in sich schon den eigentlichen Hinweis darauf enthält, dass es hier mit der Individualität nicht weit her ist und man es sich in der Konformität richtig nett gemacht hat. Die Wohnungen und Häuser sind voller Menschen, die ganz anders sind. Dabei kann man sie unmöglich auseinanderhalten. Man müsste mehr auf Nuancen achten. Winzige Details. Wie bei eineiigen Zwillingen. Die Menschen fühlen sich wohl in der Konformität. Man ist wie die anderen. Wie alle anderen. Und kann trotzdem aus sicherem Konformitätsabstand behaupten, ganz anders wie die anderen zu sein. Warum nur? Warum die ganze Mühe – anders sein zu wollen – wenn man offensichtlich gleich sein will. Die Anpassung als oberstes Prinzip in der Evolution für die Sicherung des Fortbestandes hat einen emotionalen Gegenspieler, die Individualität. Der Wunsch, so sehr man selbst zu sein, sich so nah zu sein, dass daraus etwas ganz unverwechselbares individuelles entsteht, ist nicht gering und wächst an. Ob Frau Müller oder Herr Maier an der Hotline ist doch völlig egal. Menschen haben sich selbst zu Funktionswerkzeugen degradiert. Namenlos und gesichtslos. Man funktioniert wie eine Maschine. Man läuft eben einfach rund. Wie die vielen anderen Maschinen. Man ist so genau wie Maschinen und so zuverlässig. Der Mensch strebt geradezu danach, die Perfektion einer funktionierenden Maschine zu haben. Kein Wunder, dass er dabei seine Individualität verliert. Man ordnet sich unter und ein. Man passt sich an. Man gehört dazu. Man gleicht einem Ei wie dem anderen. Damit scheint die Chance am größten zu sein, unerkannt zu bleiben und so besser durchzukommen. Lieber ein Grashalm von Millionen sein als ein Pilz, der aus der Wiese der Konformität herausragt. Soweit so gut. Aber der Gegenspieler der Individualität hat auch einiges zu bieten. Und das wird immer interessanter und erstrebenswerter. Der Unterschied wird zunehmend anziehender. Die Ecken interessanter. Die Kanten bewundernswerter. Das Leben in der Konformität ist auch ein Leben in der Anonymität. Das unter- und abtauchen zeigt auf Dauer seine Nebenwirkungen. Immer mehr Menschen wollen etwas anderes, als das was gerade ist. Sie wissen nicht was und sie wissen nicht wie, wann und warum. Aber das Bestreben, etwas zu verändern wächst. Spürbar. Die individuelle Klasse entsteht. Entwickelt sich. Vergrößert sich. Und vieles an diesen Menschen ist völlig anders als das Verhalten der Menschen, die man im Allgemeinen so kennt. Denn das Bewusstsein hat das Denken und damit das Handeln verändert. Der wirkliche Individualist würde von sich nie behaupten, einer zu sein. Er bemerkt es nicht mal so richtig. Denn er spürt dieses Defizit, dass ein Konformist verspürt, nicht. Dessen Sehnsucht, irgendwie anders zu sein. Die sich vor allem darin ausdrückt, alles zu unternehmen, um anders zu sein. Was sich in der Regel nur in Äußerlichkeiten ausdrückt. Er sammelt Symbole der Individualität um sich, was der Individualist nicht tun würde. Somit ist es wie in einer Geistesheilanstalt. Diejenigen, die behaupten verrückt zu sein, die schickt man nach Hause. Hingegen dürfen diejenigen in einem Zimmer für lange Zeit Platz nehmen, die voller Überzeugung von sich behaupten, völlig gesund zu sein. Die Gefängnisse sollen auch zum überwiegenden Teil voller Unschuldiger sein. Somit liegt es in der Natur des Menschen, dass er von sich behauptet zu sein, was er nicht ist. So einfach kann kompliziert sein –wenn man es weiß. Also ist die Gegenteilsannahme betreffend einer Behauptung oft die bessere und die richtigere. Schon verrückt. Aber ich kann nichts dafür – ich bin unschuldig.

Geschrieben von Christof Hintze in Wilde Thesen um 11:12

Sonntag, 11. November 2007

Die bleichen Berge

Wir waren jetzt in Bozen. Unser Hotel war alt und gut in Schuss. Die Zimmer waren neu und ziemlich gemütlich. Ich kaufte mir einen Hut bei Rizzoli, der ältesten Hutmacherei in der Stadt. Den Hut wollte ich zukünftig beim Fischen tragen.

Seit heute regnete es. Wir spazierten durch die Altstadt und verzogen uns in eine Weinklause, wo wir uns an einen Tisch setzten, an dem schon Einheimische saßen. Der Wirt war ein Italiener; etwas mürrisch, aber den Wein, den er uns brachte, konnte man sich gefallen lassen. Es war ein Lagrein und seine Farbe war Dunkelrot und er schmeckte ein bisschen wie reife, schwarze Süßkirschen. Wir aßen verschiedene mit Olivenöl beträufelte Brote dazu; warmes, krosses, duftendes Brot. Scheiben von Tomaten, gehobelter Parmesan, frisches Basilikum, salzige Sardellen. Die Brote pfefferten wir grob aus der Mühle, bis uns der Schwarzpfeffer scharf in Nase stieg.

Die Stunden nach der Mahlzeit verbrachten wir auf unserem Zimmer. Wir machten es uns gemütlich und dann schliefen wir ein.

Als wir zum Abendessen aufbrachen, regnete es nicht mehr. Aber da die Wolken den Himmel ganz bedeckten war es grau und trist in den Straßen. Auf dem nassen Pflaster spiegelte sich das Licht aus den Häusern. Und weil die Läden geschlossen waren, waren auch keine Leute unterwegs. Es war die Zeit zwischen dem Nachmittag und dem Abend. In einer Auslage auf der anderen Seite der Straße sahen wir Licht. Angezogen von dem warmen Licht gingen wir hinüber. Bücher! Wir fragten den Mann, der uns begrüßte, ob es auch deutsche Bücher gäbe. Wir sahen sein freundliches Nicken und waren froh über unsere Entdeckung: Ein Laden voller Bücher an einem grauen Bozner Spätnachmittag. Eine ganze Weile stöberten wir herum. Es gab einfache braune Holzregale und ein rotes Sofa. Die Bücher waren nach Ländern sortiert und die Regale mit kleinen, weißen handgeschriebenen Zetteln markiert: spanische Autoren in spanischer Sprache, italienische in italienischer, französische in französischer, polnische in polnischer, deutsche in deutscher und so weiter. Natürlich gab es auch Übersetzungen. Ich kaufte ein Buch von Francisco Coloane, Feuerland. Außerdem ein Literaturmagazin. Das Magazin versprach eine Zeitschrift für brauchbare Texte und Bilder zu sein. Der Laden war wirklich gut sortiert und wir blieben bestimmt an die zwei Stunden. Als wir nach draußen sahen, war es fast dunkel und wir verließen die

Bücher. Bis zu dem Lokal, das wir aufsuchen wollten, war es nur ein kurzes Stück die nasse Straße rauf und es roch noch immer nach Regen. Durch die beleuchteten Fenster konnten wir nach drinnen sehen. Drinnen in der Gaststube saßen ein paar Leute bei Lampenschein und als wir eintraten kam der Wirt auf uns zu, ein Grauhaariger mit ebenso grauem Oberlippenbart. Er streckte seine Hand aus und wies uns einen großen Tisch an. Der Tisch sei reserviert, aber die Gäste würden erst später kommen. Wir bestellten eine Flasche Lagrein dunkel und ein großes Mineralwasser dazu. Wir entschieden uns für Leberknödelsuppe. Die Suppe kam, schmeckte kräftig und heizte ein. Der Hauptgang – Bratkartoffel mit Spiegelei – machte uns richtig satt. Von dem Salat, den es auch gab, aßen wir nicht mehr alles auf.

Auf dem Rückweg: wieder Regen. Also kehrten wir noch irgendwo auf einen Drink ein: Islay-Whisky, 12 Jahre alt, zwei Finger breit im Glas. Von unserem Platz aus sahen wir den Regen in langen Fäden fallen. Später wollten wir schnell ins Hotel kommen. Wir drückten uns an den Hauswänden entlang, an den Bars vorbei, die ausgestorben waren, kamen durch die Straße, wo sonst die schwarzen Nutten standen und sahen im Vorübergehen in die öffentlichen Grünanlagen, die jetzt gar nichts mehr Einladendes hatten. Über die Zebrastrifen traten wir nur auf die weißen Streifen und sahen bestimmt ziemlich betrunken aus.

Vor unserem Hotel standen ein paar Italiener und rauchten.

Wir beeilten uns, in den vierten Stock zu kommen. Der Aufzug war alt und das Holz aus dem er gebaut war knarrte beim Fahren. In der Enge des Lifts roch es nach altem Teppich und beim Hochfahren wackelte er hin und her wie

ein lockerer Zahn. Im Zimmer öffneten wir das Fenster. Unser Zimmer lag ruhig zum Garten und nach hinten raus. Von unserem Bett aus sahen wir

tagsüber auf die Weinberge. Jetzt sahen wir nur ein paar verstreute Lichter und die Umrisse einiger Häuser und die Lichter machten die Nacht noch schwärzer. Manchmal hörten wir einen Wagen oder ein Motorrad irgendwo die Bergstraße herauf oder herunter fahren oder vor einer Kurve hupen. Man hupt hier vor Kurven. Entfernt rumpelte der Fahrstuhl. Am dritten Morgen packten wir die Koffer. Das Taxi fuhr vor. Unser Fahrer war eine Fahrerin. Sie hieß Torggler. Sie half uns beim Gepäckeinladen und wir verließen Bozen. Der Himmel war jetzt leer über Bozen. Ein leeres Blau, aus dem die Sonne mit ihrer ganzen Sommerwucht auf die Stadt schien. Unsere Fahrerin hatte mit Erzählen angefangen. Sie erzählte von der Geschichte ihres Landes als wir durch das Tal der Eisack in Richtung Brixen fuhren. Zu der einen Seite konnten wir auf den Fluss sehen. Auf der Flusseite und auch gegenüber waren Burgen, Kastelle, Ansitze und Ortschaften an die Berghänge gepflanzt worden. Sie erklärte uns die verschiedenen Burgen; auch die Trostburg, auf der Walther von der Vogelweide gelebt hatte. Etwas später passierten wir den Eingang zum Grödnertal und ihr Zeigefinger wies auf einen Ort – eine Kirche, ein paar Häuser – in dem Oswald von Wolkenstein zuhause gewesen war. Eine weniger breite Straße verließ jetzt die Hauptstraße und das Tal und kletterte seitlich den Berg hinauf. Unsere Augen tasteten die Wiesen empor bis uns die Sonne blendete, und über die Wiesen zurück in Tal, wo der Fluss eine Schlangenlinie machte, und über die Wiesen und grünen und braunen Bergrücken bis ganz weit zum Horizont, wo die bleichen Berge unter dem blauen Himmel standen. Das waren die Dolomiten. Gipfel, die in Urzeiten vom Meer umspült waren. Von dem Meer, in dem kleine Tierchen schwammen, die zu Korallen wurden, bis daraus Riffe entstanden, die durch gewaltige Kräfte zusammengedrückt, gefaltet und aufgetürmt schließlich aus dem Wasser aufstiegen. In dem Ort namens Barbian machten wir Halt und verstauten unser Gepäck in einem Geländewagen. Wir waren guter Stimmung und es war uns etwas abenteuerlich zumute, als wir einstiegen. Am Ortsausgang bog unsere Fahrerin in einen Kastanienwald, durch den ein unbefestigter Weg führte. Als wir so durch den Wald schaukelten, dann an frisch gemähten Almwiesen mit von der Sonne gebleichten Holzgattern vorbei, über Wurzeln und Wasserrinnen, die jetzt trocken waren, sprach sie von dem Kastanienwald und den Kastanien. Von den Barbian-Kastanien, die Eigentum der Bauern seien, die sie auf dem Obstmarkt in Bozen verkauften, und die kein Fremder sammeln dürfe. Sie sprach davon, wie von etwas ganz Bedeutendem. Etwas ganz Seltenem. Wie von Gold oder Diamanten.

So schaukelten wir durch den Wald und schwiegen dabei. Wo wir aus dem Wald herauskamen, war der Gasthof zu sehen. Der Fahrweg führte in einem ausladenden Bogen auf das Haus zu. Wir kamen an und entluden unser Gepäck. Hier oben war es angenehm. Ein leichter Wind war zu spüren. Ein paar Leute sahen uns beim Ankommen zu. Mit Frau Torggler verabredeten wir eine Vorbestellung: 13. September, 10 Uhr, Transport nach Brixen und zum Bahnhof. Wir sahen sie noch mit samt Wagen im Wald verschwinden.

Der Gasthof Bad Dreikirchen besteht zu großen Teilen aus Holz. Auf den Zimmern liegen Anweisungen, die besagen, wie man sich bei Feuer zu verhalten hat. Rauchen auf den Zimmern ist verboten. Wir waren zur Mittagszeit angekommen und suchten uns auf der großen Veranda einen Platz. An den kleinen Tischen mit den rosafarbenen, sauberen Tischtüchern saßen schon reichlich Gäste. Unterhalb der Veranda war ein Bauerngarten, in dem mannshohe Sonnenblumen standen und ins Tal blickten. Danach kam eine große Wiese, die steil abfiel, von einem staubigen Fahrweg geteilt wurde und danach noch steiler dem Waldrand zu abfiel. Von unserem Platz aus sahen wir die gegenüberliegenden, bewaldeten Berge. Wo kein Wald war, waren Almen und es gab versprengte Höfe und Ortschaften, die um Kirchen herum versammelt standen. Aus der großen Entfernung war

keine Bewegung auszumachen.

Wir saßen vor unserem Rotwein und tranken und redeten bis das Essen aufgetischt wurde. Wir waren glücklich mit dem, was wir bestellt hatten: Hauswurst mit Kraut, Spinat-Lasagne, grüner Salat und ein Korb mit verschiedenen Brotsorten. Wir hatten uns auf unser Zimmer zurückgezogen. Das Zimmer war groß und roch sehr gut nach Holz. Eine verglaste Tür führte auf die Veranda, die auch aus Holz gebaut war. Die Veranda war mindestens ebenso groß wie unser Zimmer. Ich Schritt sie in Breite und Tiefe ab und schätzte sie auf dreißig Quadratmeter und jeder Schritt war ein hohles Klopfen. Es gab einen runden Tisch, der nicht mehr als eine Holzplatte auf einem schmiedeeisernen Unterbau war, zwei Stühle. Die Stühle waren alt und wieder aufgemöbelt worden. Außerdem gab es noch einen mit weißem, grobem Baumwollstoff bezogenen Diwan. Wir ließen uns auf das einladende Möbel sinken und sahen in den Himmel, der jetzt fast ganz bedeckt war und die Wolken waren von den Berggipfeln kaum zu trennen. Wir lagen bequem und bald schliefen wir ein.

Am späten Nachmittag versuchte ich mich in dem großen Haus zurechtzufinden. Von der Veranda aus gelangte ich durch einen kurzen Verbindungsgang in den Schankraum. Von dort aus führten Ausgänge in die Küche, in eine Gaststube, in der drei kleine Tische standen, in die Diele – ein großer niedriger Raum, von dem vier Türen abgingen – und in den großen Gastraum, der vollkommen holzvertäfelt war. Die eine Schmalseite des Raumes hatte große Fenster und eine doppelflügelige verglaste Tür, die zur Veranda führte. Auf der gegenüberliegenden Seite gab es ebensolche Fenster und Türen, die verglast waren. Dahinter war das Klappern von Töpfen und Geschirr zu vernehmen. Zu sehen war nichts. Der Durchblick war hier mit buttergelben Vorhängen verdeckt worden. Ich folgte dem buttergelben Licht, das wie Sonne in den Raum strahlte und einen breiten goldenen Widerschein auf den gedielten Fußboden warf. Vom Speiseraum gingen zwei Türen ab. Hinter der einen war ein Raum, in der sich ein schwerer Flügel breitmachte. Ich sah ein Sofa, mehrere Sessel, tiefe Tische davor und eine Eckbank aus Holz. An den frischgekälkten Wänden hingen Ölbilder. Ein großes über dem Sofa zeigte ein verschneites Dorf im Winter. In einem Steinkrug beim Fenster standen rote Rosen auf einem Tisch. Der andere Raum war ganz anders. Es gab wenig Licht, ein paar Sessel mit abgewetztem Stoff, auch einen Sekretär, altmodische Stehlampen und kleine wacklige Tischchen; und es gab eine Bücherwand mit einer Trittleiter davor. Es war ein Ort, an dem es nach Geschichten roch. Ein Raum mit vielen Büchern. Eine Lesehöhle! Ich fragte mich, ob hier vielleicht die Seele des Hauses wohnte. Ich blieb eine Weile, um etwas davon nachzuspüren.

Ich forschte weiter und fand auch das älteste Zimmer im Haus. Ich war durch einen langen, dunklen Flur bis zum Ende gegangen. Solange, bis es mir fast zu dunkel geworden war. Dann war die Erleuchtung beim Öffnen der Tür gekommen: Die reine Freundlichkeit strahlte mir entgegen. Das Zimmer, in dem ich mich jetzt befand, war vollkommen in südliches Licht getaucht. Nur Licht. Wände und Decke waren weiß getüncht. Nur um die Deckenlampe herum erkannte ich noch gemalte Blumenmuster, die langsam verblassten. Es hatte Südlage und an zwei Seiten Fenster und eine Tür zum Balkon. Es war ein sehr schmaler, sehr langer Balkon, von dem es auf die ankommenden und abreisenden Leute herabsehen konnte. Am folgenden Tag wollte ich mich an die Arbeit machen. Ich wollte hier mein Buch zu Ende bringen. Beim Frühstück saßen wir im Freien und betrachteten die Wolken. Die Wolken lagen tief und sie würden sich nur allmählich aus den Tälern erheben, an den Bergspitzen festwachsen wollen, bis sie sich weiter höben und irgendwann im Sonnenschein auflösen würden. Ich behielt meinen Pulli an. Ich war nicht ganz auf der Höhe und fühlte mich schlecht und wir beschlossen, dass mir eine leichte Wanderung gut tun würde – Sollte die Arbeit doch warten. Der Weg führte aufwärts durch Fichtenwald und an kleinen Sturzbächen vorbei. Zögernd gaben die Wolken den Blick auf die Berge frei. Bald

konnten wir die Dolomitenspitzen sehen, die hinter den davorliegenden Bergen herausragten. Wir waren jetzt in einer Welt mit weitem Blick. Der Himmel war ein glattes blaues Tuch. Da war nichts, was den Blick verstellte. Vor uns die Ewigkeit der Berge. Über uns die Endlosigkeit des Himmels. Man konnte sehen, so weit man wollte. Und an irgendeinem Punkt fing man an, sich in sich selbst umzuschauen. Und auch da war nichts, was den Blick verstellte und wahrscheinlich fühlte ich mich deshalb nicht ganz wohl. Wir kamen wieder in Bewegung und wieder in den Wald. Der Boden war ja gut zu gehen, aber der Weg war steil und immer wieder mussten wir nach wenigen Metern atemlos und mit pochenden Herzen stehen bleiben. Nach Windungen und Gehpausen kamen wir schließlich an einer besonnten Wiese an, die frisch gemäht war und süß und irgendwie nach Kindheit roch. Hier waren wir auf der Höhe des Weges angekommen. Von einer Bank aus betrachteten wir das Bild: Etwas unterhalb von uns gab es eine Sennhütte, an der klares Bergwasser vorbei in eine natürliche Wanne lief. In dem glasklaren Wasser gab es Forellen. Gegen den hellen Grund der Wanne sahen ihre Körper dunkel aus. Wir zählten drei oder vier und dachten, dass sie eine prima Mahlzeit abgeben würden, dass wir sie in Butter schwenken und mit den Händen von den Gräten essen würden. Wieder beim Gasthof, waren wir müde. Wir zogen Schuhe und Strümpfe aus und legten die Beine hoch. Den ganzen Nachmittag waren wir faul. Ich beschloss die Arbeit an meinem Buch erst morgen aufzunehmen, las in Hemingways Fiesta und ging dann doch noch daran. Ich nahm mir die Notizen vor, die ich mir zu meinem Buch gemacht hatte und begann damit, sie durchzuarbeiten. Beim Abendessen planten wir für den nächsten Tag. Nach dem Nachtschlaf zogen wir uns in das Flügelzimmer zurück. Wir lasen und tranken den Wein leer und wurden bald schwer vom Wein, und spürten die Steigungen, die uns in den Knochen steckten. Es war an der Zeit, schlafen zu gehen. Am nächsten Tag lag die ganze Natur im Nebel. Wenn die Sonne stark genug wäre, würde es ein schöner Tag. Wir packten den Rucksack und füllten die Wasserflasche. Draußen war es kühl. Nach einem halbstündigen, schweißtreibenden Anstieg wurden wir vom Regen überrascht. Wir waren unterhalb von Briol unter Bäumen stehengeblieben und dachten ans Umkehren. Andere Wanderer gesellten sich zu uns und wollten sich vom Regen nicht am Weitergehen hindern lassen. Mir war kalt; ich spürte wie ich auskühlte. Eine Zeitlang verbrachten wir mit Warten. Der Regen hatte nachgelassen, als ich den Rucksack wieder aufsetzte. Aber als wir weitergehen wollten, nahm der Regen wieder an Stärke zu. Und als wir in Briol einkehrten, begann es erst recht aus Eimern zu schütten. In der bis auf Kopfhöhe mit Holz verkleideten Stube setzten wir uns an einen freien Tisch. Alle Tische hatten frische, weiße Decken. Wir fanden den Kellner, der gerade den Küchenofen feuerte und fragten nach heißem Tee. Er brachte zwei Kannen mit Lindenblütentee und zwei Tassen. Er war freundlich; ein kleiner, breitschultriger Mann mit bäuerlichem Gesicht, der italienisch und mit den Händen sprach. Wir waren bald trocken, aber uns war immer noch kalt. Ich schaute mich gerade in der Stube um, als sich die Tür öffnete und die Gruppe, die uns eben vorausgegangen war, hereinplatzte. Es waren vier. Sie schüttelten den Regen ab, stampften ein paar mal energisch mit den schweren Schuhen auf dem Boden auf, grüßten, setzten sich in eine andere Ecke und hinterließen nasse Flecken auf dem gescheuerten Holzboden. Im selben Moment kam von nebenan auch die Wirtin in den Raum und brachte mit ein paar Handgriffen einen Gasofen in Gang, der sofort Wärme produzierte. Das Ofenmetall machte Geräusche, wie es sich unter der zunehmenden Wärme ausdehnte. Die Wirtin war eine jugendliche, agile Person. Ihre Haut hatte sich einen Bergsommer lang schokoladenbraun gefärbt. Wir ließen uns sagen, was es zu Mittag gäbe und bestellten zweimal Flädlesuppe. Die Suppe kam und zusammen mit dem Ofen wurde uns jetzt endlich warm.

Am Nachmittag hockten wir unter kleinen Lampen in der Bibliothek und lasen und ich begann etwas in meinem Notizbuch zu schreiben. Draußen änderte sich wieder der Himmel und es sah ganz schön aus. Die Sonne kam hervor und verschwand wieder hinter Wolken. Das Wolkenbild veränderte sich ständig und mal fiel das Licht auf die Waldhänge und mal auf die Kuppen, die baumlos waren oder auf die graue Schroffheit der Dolomiten. Das Sonnenlicht bewegte sich immer fort an eine andere Stelle und die Wolken nahmen immer andere Formen und Farben an und ich besah mir das Naturschauspiel bis die Sonne hinter den bleichen Bergen verschwunden war.

Nachts glaubten wir uns der Zivilisation näher. Wir sahen ins Tal hinab und konnten die vielen Lichter der Fahrzeuge sehen, die sich auf der großen Straße bewegten. Eine dichte Kette von roten Lichtern in die eine und eine ebenso dichte Kette von weißen Lichtern in die andere Richtung. Ein gegenläufiger Strom nach Norden und nach Süden. Tagsüber wurde das ferne Rauschen des Verkehrs vom Zirpen der Grashüpfer überdeckt, nachts war es immer da, immer gleichförmig, und anders als das Rauschen eines Flusses oder das Rauschen der Blätter in den Bäumen; ein Rauschen von Menschen gemacht, monoton, wie das Rauschen eines elektrischen Föhns. Neben der Straße gab es eine Eisenbahnlinie. Das Rauschen war ähnlich, nur lauter und kürzer als eine Minute. So ein Eisenbahnrauschen kam unregelmäßig, kam und verlor sich wieder, und dann hörte man wieder die große Straße.

Die nächsten drei Tage waren sehr heiß gewesen und die Bauern hatten begonnen, das Heu zu wenden und schließlich aufzunehmen. Der Bauer fuhr in einem Traktor und zog eine Maschine, die das Heu aufnahm. Hinter der Maschine, die das Heu aufnahm, gingen zwei Helfer mit großen Reschen und sammelten das liegen gebliebene Heu. Durch die Luft wirbelte der Staub vom Heu und wir saßen auf der großen Veranda und schnüffelten wie es nach Sommer roch.

Wieder am Abend sahen wir die Dolomiten und sie sahen jetzt rötlich aus und in den Falten lagen tiefe, schwarze Schatten. Über dem Langkofel stand eine weiße Wolke, die aussah wie von einem Indianerfeuer. Wir saßen wieder in der Bibliothek und wenn wir hinaussahen, sahen wir einen blassblauen Himmel mit zartrosa Wolken, schwarze niedrige Berge vorn und rosafarbene hohe Berge dahinter. Die untergehende Sonne zeichnete die Farben auf den Fels. Da wo kein Licht mehr war, war auch keine Farbe.

Wir aßen eine Menge Abendessen und dazu tranken wir eine Flasche VINO Nobile de Montepulciano, einen 95er, der sehr rot war im Glas. Danach holte die Bedienung eine Flasche Schwarzgebrannten aus einem der Wandschränke. „Barbian-Whisky“, sagte sie, als sie die Flasche auf den Tisch stellte. Wir probierten und er schmeckte nach Alkohol und Zwetschgen. Die Flasche, die sie nach dem Zweiten oder Dritten wieder zurückstellte, war eine Ballantines-Flasche gewesen und war jetzt eine Barbian-Whisky-Flasche. Barbian-Kastanien waren also nicht das einzig Besondere an Barbian. Der Tag vor unserer Abreise war ein Sonntag. Aber eigentlich waren auch alle Tage vorher Sonntage gewesen. Wir hatten auf der Veranda in der Sonne gesessen und gefrühstückt. Nachher machten wir einen Spaziergang. Als wir in den Wald gingen, wurde es kühl. Wir hielten uns an den Händen und waren für den Augenblick glücklich mit uns und der Welt. Wir kamen an eine Wiese und wie wir so gingen, hörten wir plötzlich hinter uns das Hufschlagen herangaloppierender Pferde. Der Boden dröhnte, als sie herankamen. Sie kamen schon in der nächsten Sekunde aus dem Wald über eine Kuppe gerast und wir retteten uns mit einem Sprung in die Wiese. Es waren drei: Zwei Halflinger und ein Apfelschimmel. Die Reiter zügelten das Tempo, einer grüßte auf italienisch und dann beschleunigten sie wieder und rasten davon. Als wir am letzten Abend noch vor dem Essen in der Bibliothek saßen, hörten wir im Speiseraum Stimmen und es wurde Besteck aufgelegt auf die Holztische und Gläser klangen, die herangetragen

wurden und Schritte auf dem Holzboden und das Rücken von Stühlen war zu hören. Wir stellten uns alles vor. Die Stimmen, die wir hörten, waren uns vertraut geworden und wir konnten den Stimmen Gesichter zuordnen. Es war ein Kommen und Gehen beim Auftragen und dazwischen war das Klappern im Besteckkasten zu hören, und die Tritte auf dem Holzboden klangen hart und versetzten den Boden in leichte Vibrationen, die bis in die Bibliothek zu spüren waren. Mir brannten die Augen vom Starren auf mein Manuskript und vom Lesen, aber ich hatte die Hälfte meiner Arbeit geschafft und den ersten Teil meines Buches überarbeitet. Es war einiges, was zu bearbeiten war, besonders in den ersten vier Kapiteln. Den Rest hatte ich für die Zugfahrt vorgesehen und hoffte noch gut voranzukommen. Wir tranken noch einen Rest aus der Flasche vom Abend davor. Es war wieder Lagrein, obschon wir viele andere Rote probiert hatten. Ich fragte den Wirt, was wir unbedingt noch trinken sollten. Er brachte einen Dolcetto d'Alba, Jahrgang 96. Der Wein war ausgezeichnet. Voll, mit einem leichten Speckgeschmack; schwer, aber nicht zu schwer und es war ein wirklich guter Abschluss. Am Morgen kam unsere Verabredung. Wir verstauten die Koffer und fuhren den Berg hinunter auf die Hauptstraße. Nach Brixen waren es vielleicht zwanzig Kilometer. Am Bahnhof in Brixen setzte uns Frau Torggler ab und wir gaben unsere Koffer in die Gepäckaufbewahrung. Ein Jüngerer und ein Älterer nahmen unser Gepäck und gaben uns den Abholzettel. Wir gingen über die Via Statione Richtung Zentrum. An der Straße standen große Villen. An dem Giebel einer Villa war das Bild einer Biene aufgemalt; darunter stand: Lernt von den Bienen. Wir bummelten noch ein bisschen und gingen ein paar Gassen, Straßen und Plätze ab und waren auch im Dom. Wir aßen zu Mittag und gingen zum Bahnhof zurück. Wir lösten unser Gepäck aus, in dem wir zahlten. Der Jüngere gab die Koffer raus, aber das Trinkgeld wollte er nicht. Wir hatten uns angewöhnt erster Klasse zu fahren und daraus kann man lesen, dass es auch eine Zeit gab, in der wir uns das nicht leisten konnten, und jetzt genossen wir es. Von Bozen aus hatten wir zwei Pakete nach Hause geschickt, und als wir ankamen, waren die Pakete schon da. In dem einen Paket war mein Hut. In dem anderen waren getrocknete Steinpilze, Pfifferlinge, Tomaten und zwei Hände voll frischer Peperoncini.

Geschrieben von in Weite Welt um 13:34

Freitag, 9. November 2007

Hamsterräder

Wenn man der Mehrheit der Medienberichte trauen möchte, haben mindestens zwei Drittel der Arbeitnehmer weder Spaß an ihrem Job, noch Loyalität zum Arbeitgeber. Das ist zwar durchaus beabsichtigt, aber immer wieder eine Schlagzeile wert. Man hält ja schließlich das Rad am Drehen. Nimmt man einen Querschnitt der Medien, besteht unser Leben ohnehin nur noch aus Hartz IV, Preiserhöhungen, Minijobs, zu teurer Pflege mit unbezahlbarer Alterspyramide, Terrorverdacht, steigenden Benzinpreisen, Umweltkollaps und Angst vor Jobverlust. Dafür essen und trinken wir in unserer Freizeit zu viel, fliegen mit Ozonkillern nach Malle, statt auf eine Urlaubswoche zu verzichten. Sollen aber bitte die neue, deutsche Limousine XRS 7.2 i kaufen, weil sonst noch mehr Arbeitsplätze nach China abwandern müssen. Sollen dankbar für die abnehmenden Nettolöhne mit längeren Arbeitszeiten sein, weil diese Maßnahmen unsere Jobs sichern helfen, die unsere Freunde in den Parteien auch noch mit unseren Steuergeldern anfüttern, damit wir die 220 anderen, indirekten Steuern bezahlen können. Unsere Kinder bekommen statt Bildung Angst vor der Zukunft, aber auch Casting-Shows, die zeigen sollen, dass man nichts können muss, weil man sowieso ein Star wird. Die Mädchen haben entweder Untergewicht, weil sie Model werden wollen oder sind zu dick, weil sie zu klein sind. Die Jungs werden entweder Profifußballer und brauchen deswegen gar kein Abitur oder sie gehen später sowieso in die Medien, werden Boygroup, Beckham oder Politiker. Wir bekommen als Entschädigung „panem et circenses“ vorgesetzt, allerdings nur in kleinen Dosierungen. Die volle Dröhnung heißt Premiere und ist auch noch kostenpflichtig. Die öffentlich rechtlichen Geldverschwender erhöhen sich jährlich die Zwangsgebühren, weil sie ihren Bildungsauftrag mit Volksverdummenden Jodelshows oder Talkrunden nachkommen müssen. Dafür zeigt die bunte Yellow Press täglich als Belohnung unsere Idole wie Paris Hilton, die fürs Partygehen bezahlt wird oder zugehörnte Rockmusiker, wie sie wieder eine Moderatorin oder silikonverstärkte Schauspielerin abschleppen. Entschuldigung, die Moderatorinnen werden ja von den Wirtschaftskapitänen geentert. Schöne, moderne Welt? Es gibt Lösungen: Fernseher aus und ab ins Kino, mehr Fahrrad statt Auto, mehr Buch statt Zeitung. Statt zur Wahl ein Wochenende nach London. Freude an der Arbeit statt Trübsal. Aufgaben für andere übernehmen. Freunde und Familie. Sport und Spiel. Zum Trost: Wir müssen alle sterben. Wenn es stimmt, was so erzählt wird, kommen wir entweder ins Paradies oder es erwarten uns 72 Jungfrauen. Was bekommen die Frauen? Na, egal. Der FC Bayern wird auch nächstes Jahr wieder Meister, selbst wenn wir arbeitslos geworden sind. Die CSU bekommt in Bayern 50% plus X, auch wenn der Huber persönlich jeden Tag meinen Rechner durchsucht. Also kein Grund zur Panik. Und für alle, die jetzt noch zweifeln, hier meine ultimative und einmalige Lösung für Sie persönlich. Ich verrate hier die Lottozahlen vom kommenden Samstag: 7, 11, 13, 20, 42, 48 Superzahl 3. Schönes Leben noch ab kommender Woche!

Geschrieben von Kai Falkenberg in Weltberühmtes um 07:51

note werbeagentur münchen - dialog statt monolog - Plakat Nr. 13

note werbeagentur münchen - dialog statt monolog - Plakat Nr. 13 Kommunikation ist zur Einbahnstraße der Monologe verkommen. Man versucht nur seine Information los zu werden. Oft und laut. Dabei funktioniert Kommunikation wesentlich besser im Dialog. Weil man den Absender für die Information mit einbezieht. Ein schönes Zeichen von Respekt.

Geschrieben von Christof Hintze in note werbeagentur Plakat-Serie um 07:50

Donnerstag, 8. November 2007

Ausweichtaktik

Leider hat sich in vielen, fast allen Bereichen unserer Gesellschaft die so genannte Ausweichtaktik breit gemacht. Ein Beispiel dazu: Eine Person hat Zahnschmerzen auf der linken oberen Seite. So dass es ihr Schmerz bereitet, wenn sie auf dieser Seite versucht, etwas zu essen. Was macht diese Person? Sie isst auf der rechten schmerzlosen Seite weiter. Somit wäre eigentlich anzunehmen, dass jemand mit Zahnschmerzen denselben beseitigen lassen würde, um weiter ordentlich zubeißen zu können. Aber so verhält sich die Gesellschaft nicht. Man weicht dem Problem einfach aus. Soll sich ein anderer darum kümmern. Zu einer anderen Zeit. Hätte man aber das eigentliche Problem beseitigt, würden nicht die viel größeren Folgeprobleme daraus entstehen. Aber das muss man eben nur geschickt vertuschen. Somit gesellt sich zur schädlichen Ausweichtaktik das Vertuschungsverhalten hinzu. Man tut so, als ob man keine Zahnschmerzen hat und fällt bei dann auftretenden größeren Problemen wie aus allen Wolken. Warum diese Taktik? Weil die Zeitspannen immer kürzer werden. Man hat erst keine Zeit, zum Zahnarzt zu gehen. Dann denkt man, das wird schon nicht so schlimm sein. Und wenn der Schmerz weg ist, dann kommt keiner auf die Idee, dass nicht nur der Schmerz weg ist, sondern mit hoher Wahrscheinlichkeit auch der Zahn von uns gegangen ist. Was dazu führt, dass um den toten Zahn ein neues, wesentlich größeres Problem entsteht. Aber in unserer Gesellschaft sind die Zeitspannen sehr kurz, im Business reden wir von Quartalsbilanzen. Somit ist die provisorische Lösung heute zum Standard gewonnen, weil man die letztendlichen Auswirkungen selbst ohnehin nicht mehr mitbekommt. Politiker haben die Wahlen im Nacken und so weiter. Geht man also mit dem Anspruch an die Arbeit, in dieser Gesellschaft den ursprünglichen Zahnschmerz – das eigentliche Problem – zu beseitigen, dann trifft man auf taube Ohren. Wenn man aber Lösungen schafft, die nichts kosten, vor allem kein Geld, die da lauten – ja wenn es links weh tut, dann essen sie doch rechts – dann ist der Erfolg unvermeidlich. In dieser Gesellschaft werden oft keine Probleme gelöst, sondern diese werden einfach auf andere Schultern abgeladen. Bis auch diese das Problem nicht mehr tragen können. Dann findet sich schon der Nächste. Kurzfristig?! Ja. Aber so ist unsere Zeit. Was ich mich frage ist: Wie kommen all die Menschen mit dieser Welt voller schlechter provisorischer Lösungen klar, die es eigentlich besser wissen? Wie kann man damit leben, wissentlich falsch zu denken und zu handeln? Heilt Geld wirklich diesen Schmerz? Man müsste die Wirkungszeiträume verlängern. Unternehmensbilanzen nur noch alle drei Jahre erstellen. Gewählte Vertreter müssten rückwirkend wie Architekten und Statiker in die Verantwortung genommen werden können – Manager übrigens auch – wenn eine Konstruktion sich als provisorisch und schädlich herausstellt, obwohl eine bessere Lösung dagewesen wäre. Diese Ausweichtaktik ist für unsere Gesellschaft sehr ungesund. Oder wie man im Pott sagt: Billig kann ich mir nicht leisten, das kommt mir nachher zu teuer. Das gilt nicht nur für billig, sondern auch für provisorisch.

Geschrieben von Christof Hintze in Wilde Thesen um 07:57

Mittwoch, 7. November 2007

Befindlichkeiten

Wie oft kommt es vor, dass sich gute Beziehungen plötzlich verschlechtern? Unmerklich zuerst. Ein kleines Körnchen, das die tragende Oberflächenspannung mindert. Dann immer schneller, weil kleine Körnchen einsam sind und sich vermehren, schneller als die einsamen Schäfchenwolken am purpurblauen Sommerhimmel. Es klumpen sich mehr und mehr Körnchen aneinander, so lange bis ein so großes Korn entstanden ist, dessen Schwerkraft größer ist als die Kraft der Oberflächenspannung. Und da: Plötzlich macht es „plumps“ und das große Korn wird vom Wasser verschluckt. Aus ist es mit der anfänglichen Idylle. Ist es nicht so ähnlich mit unseren sich verschlechternden Beziehungen? Da fällt ein achtloses Wort, nicht wirklich böse gemeint, aber doch irritierend. Die gute Konvention verhindert eine sofortige Rückmeldung im Sinne von: „Als ich mir deine Bemerkung anhörte, konnte ich für mich noch eine andere Bedeutung heraushören. Ist es das, was du mir sagen wolltest?“ Meistens wird etwas geschluckt, um die gute Stimmung (sic: Oberflächenspannung) nicht zu trüben und schon liegt das Körnchen da, das letztlich alles auslösen wird. Noch schwieriger wird das Ganze, wenn man sich die Körnchen gar nicht wirklich bewusst macht. Sondern lediglich eine Trübung spürt, ohne konkret die Ursache zu lokalisieren. Das führt mich aber jetzt erst zum eigentlichen Thema: Ich stelle fest, dass die Trübungstoleranz doch sehr unterschiedlich ausgeprägt ist. Bedingt durch die verschiedenen Kommunikationsebenen, auf denen wir senden und deren Empfang individuell auch äußerst sensibel einzustellen ist. So gibt es bekanntlich Leute „die das Gras wachsen hören“, ein nicht unbedingt auf ein gutes Gehör zu schließen lassendes Sprichwort. Ein Beispiel möge das verdeutlichen. Frage ich meinen Freund: „Gehen wir ins Kino?“, sagt der, er habe keine Lust, schon etwas vor oder komme mit. Frage ich meine Freundin, kann es passieren, dass ich plötzlich eine Lawine lostrete. Vor allem wenn meine Frau das mitbekommt. Aber Spaß beiseite. Die Freundin kann z.B. antworten: „Immer bestimmst du, was wir am Samstag machen“. Oder: „Nie fragst du mich, was ich möchte“. Oder dergleichen unerfreuliche Dinge. Da haben sich also schon ein paar Körnchen angesammelt. Umgekehrt kann es aber auch sein, dass die Freundin mal wieder das Gras wachsen hört und lediglich ihrer eigenen Unsicherheit Ausdruck gibt. Ich hatte Freundinnen, die mir sowohl bei einem gehaltenen als auch ausgebliebenen Anruf die gleiche Szene machen konnten. Bis ich bemerkte, dass es gar nicht um mich ging. Das dauerte allerdings gute 40 Jahre. Seitdem gehe ich mit den Befindlichkeiten meiner Mitmenschen deutlich entspannter um. Indem ich nämlich a) eine sofortige Rückmeldung gebe, b) nicht auf alles reagiere, c) nicht alles auf mich persönlich beziehe und d) die jeweiligen Befindlichkeiten registriere, sie aber nicht zu meinen mache. Zu guter Letzt noch ein Hinweis, der jetzt aber vielen Befindlichkeiten auf den Schlips treten wird. Es hat mir geholfen, mich selbst nicht für so furchtbar wichtig zu halten, nicht alles auf mich zu beziehen, über mich selbst lachen zu können und andere so zu nehmen, wie sie sind. Wenn Sie also Trübungen in Ihrer Oberflächenspannung wahrnehmen, könnte es sein, dass sie Ihren Befindlichkeitsregler zu sensibel eingestellt haben. Es liegt bei Ihnen.

Geschrieben von Kai Falkenberg in Weltberühmtes um 08:40

Dienstag, 6. November 2007

Beschaffungskriminalität

Wenn ich mit anderen Menschen über das Geld verdienen, das Arbeiten und deren Beschäftigungen und Tätigkeiten rede, kommt mir das im überwiegenden Maße immer wie Beschaffungskriminalität vor. Der Anteil der Entschuldigungen und Ausreden ist prozentual und proportional sehr groß. Wie eine Studie unlängst belegt, sind 70% mit ihrer Arbeit unzufrieden und zusätzlich haben 17% innerlich schon gekündigt. Das macht 87% Unzufriedenheit aus. Das ist viel, sehr viel. Das ist ein volkswirtschaftlicher Schaden von ungeahntem Ausmaß. So erhalte ich Freitagnachmittags Anrufe mit dem Inhalt – Überlebt; Endlich Freitag...usw. Und Montag Morgens: Oh mein Gott, ich habe keine Lust....usw. Aber die Rechtfertigungen sind eigentlich viel spannender als immer wiederkehrende Gefühlsbeschreibungen. Ich kann nicht anders. Ich muss. Das Geld. Die Verpflichtungen halten einen dazu an, das zu ertragen. Obwohl der Ausgleich offensichtlich nicht funktioniert. Denn 2 Tage Samstag und Sonntag gegen 5 Tage in Unzufriedenheit können das schon numerisch nicht kompensieren. Da helfen dann auch die Urlaube nicht mehr. Denn diese offenbaren einem ja noch viel mehr, was man sich da Tag für Tag, Woche für Woche antut. Muss?! Nun gut. Dann gibt es da noch die Träumer. Die einem ständig vergewissern, dass sie das alles nicht brauchen. Obwohl sie es verabscheuen, bleiben sie aber dabei und dran. Denn sie könnten ja anders. Wenn sie wollten. Immer und sofort. Aber passieren wird nichts. Und es gibt noch eine dritte Gruppe. Die auf dem Absprung. Das sind diejenigen, die einem jedes Mal ein neues Ausstiegskonzept oder Übergangskonzept erklären. Die immer auf dem Sprung in ihr eigentliches Leben sind. Im Laufe der Zeit fällt denen aber nicht auf, dass sie den Traum vom Sprung weitaus mehr pflegen, als den Versuch, es wirklich zu tun. Das Potential, ein Leben lang einer Tätigkeit nachzugehen, die man selbst nicht wertschätzt, mit dem Argument "man muss", ist sehr groß. Somit kann man zwar die Miete zahlen und alles andere. Ist eventuell sozial abgesichert. Erreicht sogar einen gesellschaftlichen Status. Ermöglicht sich ein materiell sorgenfreies Leben. Aber der Preis scheint hoch. Zu hoch, würde man sonst über nichts anderes nachdenken, sich austauschen. Schade, denke ich. Sehr schade. Aber wenn man in die Materie mal vordringt, liegt diese Unzufriedenheit oft nicht an der Sache. Sondern vor allem an allem anderen, was nichts direkt mit der Sache zu tun hat. Das frühe Aufstehen. Das lange Arbeiten. Das ständige Reisen. Das oft weg von den Lieben sein. Das Umziehen. Das Mobbing. Der Stress. Die Politik. Der totale Kontrollverlust. Dass andere über einen entscheiden können. Dass man nur ein kleines Rädchen in einem riesigen System ist. Dass der Verlust von Freiheit einfach schmerzt. Dass Sicherheit nicht gegeben ist. Dass die Gesundheit darunter leidet, wie die Familie, die Freunde bis hin zu den Bekannten. Ich finde, das sind alles gute Ansatzpunkte für eine bessere und modernere Führungskultur. Wenn man alle diese Aspekte betrachtet und berücksichtigt, dann geht es letztendlich wieder nur, oder viel mehr, um die Sache. Und das ist es, worum es geht. Die Sache. Würde man alles, was diese Unzufriedenheit begünstigt, sukzessive beseitigen, hätte das eine unglaublich positive Auswirkung auf die Volkswirtschaft. Viele wären zufriedener bis hin zu glücklicher. Die Frage ist nur, ob sich das auch in Zahlen und Produktivität ausdrückt, 100 zufriedene und glückliche Mitarbeiter. Welchen Faktor erreichen diese im Gegensatz zum herrschenden Gegenteil, 86% Unzufriedenheit? Somit scheint bewiesen – Geld allein macht nicht glücklich. Der Spaß an der Beschaffungskriminalität ist dann doch zu gering. Wandelt man den in Beschaffungslust, sieht das Ergebnis sicher ganz anders aus. Alles, was aus Lust und Liebe entsteht, ist von einer anderen Qualität. So viel ist mal sicher.

Geschrieben von Christof Hintze in Management Denkanstöße um 23:16

Ich & Ich

Ein symptomatischer Name für ein Musikduo, der gut in unsere Zeit passt. Irgendwie vermisse ich den Altruismus unserer Zeit. Der wird jedenfalls nichts sein, an den man sich erinnert. Mensch, Anfang des 3. Jahrtausends sind die Menschen aber für einander eingetreten. Nein, doch eher nicht. Nur, woher kommt das? Klar, uns fehlen die ganz großen Richtungsgeber. Begriffe wie Religion, Staat oder Moral sind bei uns nur noch Wörter. „Gott sei Dank“ werden manche sagen. Doch was ist eigentlich dieses „Ich“? Wo sitzt es? Definiert es wohl jeder gleich? „Ich“, wo sitzt du? Bei mir offensichtlich irgendwo innerhalb meines Kopfes. So würde ich es empfinden. Mein „Ich“ schaut aus den Augen raus wie aus einem Fenster und erfasst alles, was sich außerhalb meines Körpers aufhält als „Nicht-Ich“. Warum „bin ich, habe aber einen Körper?“ Ist „ich“ der Besitzer des Körpers? Ah, das erklärt jetzt das manische Durchschnittsverhalten des deutschen Autofahrers auf der Überholspur der Autobahn. Da wird das Auto zum Ersatzkörper, der durch das „ich“ gesteuert wird. Das bedeutet doch, das „ich“ kann sich bzw. seinen „Körper“ ausdehnen, variabel gestalten? Wenn das zutrifft, dann legt auch nur das „ich“ die Grenzen fest. Ein faszinierender Gedanke, finde ich. Oder findet mein „ich“? Daher also die Sandburgen, die spielende Kinder in den Cuxhavener Sand gebaut haben. Oder die hohen Mauern, die die meisten Villenbesitzer um ihre Anwesen ziehen. Quasi eine „Ersatzhaut“, die den Bereich des „Nicht-Ich“ definiert.

Deswegen haben dann Leute wie der Sonnenkönig, Napoleon oder andere, geschichtlich weit schlechtere Protagonisten den Satz geprägt „L'etat ce moi“. Der Staat bin ich. Das „ich“ kann also beliebig ausgedehnt werden. Bleibt es aber innerhalb des Kopfes sitzen, oder kann es diesen doch begrenzten Raum bei wachsender „Außenhaut“ verlassen? Von ins Koma Gefallenen weiß man, dass viele von außerkörperlichen Erfahrungen berichten. Das „ich“ verlässt wie eine schleierhafte Lichtgestalt den Körper. Ist das dann schon Seele oder noch „ich“? Oder die Traumerlebnisse, die mal mehr oder weniger deutlich in Erinnerung bleiben. Auch dort sind die Grenzen „ich/nicht-ich“ mitunter weniger deutlich. Könnte es sein, dass es letztlich gar kein „ich/nicht ich“ gibt? Sondern, dass alles „ich“ ist? Weil es letztlich eine Frage der persönlichen Definition bleibt? Dann wäre Altruismus plötzlich Selbsterhaltungstrieb und wir täten uns nicht so schwer damit. Also definiere ich ab heute meine persönliche Außenhaut vorsorglich mit den Grenzen der Milchstraße identisch und halte es als Bayerischer Amigo zukünftig mit dem Kölner Klüngel „Man muss auch jönnne könne!“

Geschrieben von Kai Falkenberg in Wilde Thesen um 12:39

Montag, 5. November 2007

Entregeln

Also, wenn man mich fragen würde, dann würde ich alles so weit und so gut es geht "entregeln" - und zudem schwer und viel in Eigenverantwortung und Eigeninitiative investieren. Also, genau das Gegenteil von dem machen, was uns widerfährt. Mein Gefühl sagt mir, die Einen verlassen sich zu sehr auf die Anderen. Und die Anderen geben den Einen das Gefühl, sie könnten sich auf sie verlassen. Was aber bei genauem hinsehen nicht oder nur schlecht funktionieren kann. Was uns zu diesem Zustand geführt hat, sind Regeln. Diese vermehren sich in alle Himmelsrichtungen. Es gibt Unmengen von Regeln. Davon passen die meisten nicht mehr, viele sind überflüssig, viele sind unverständlich und die meisten sind schwachsinnig. Anstatt man diese Art von Regeln einfach abschafft, schafft man neue, welche die falschen Regeln in eine richtige Richtung manövrieren sollen. Was aber nur selten bis nie gelingt. Somit beschäftigt sich unser System mittlerweile mehr mit dem Regelwerk als mit dem Wichtigen und Notwendigen. Wie auch, dafür müssen erstmal Regeln geschaffen werden. Das alles lässt ahnen, dass wir nicht in einer Demokratie sondern in einer Bürokratie leben. Diese hat sich total und kolossal verselbstständigt. Was unweigerlich dazu führen muss, dass das Denken und Handeln weitreichend eingeschränkt wird. Wir sind so dermaßen reglementiert, dass wir bewegungsunfähig sind vor Regeln, um es mal überspitzt zu formulieren. Deshalb bin ich für die weitreichende Abschaffung von überflüssigen, dummen und nicht mehr zeitgemäßen Regeln. Das wäre ein großer Fortschritt - eventuell der größtmögliche.

Geschrieben von Christof Hintze in blue notes um 17:22

Sonntag, 4. November 2007

Selbstzweifel - Selbstverzweiflung

Das wirklich seltsame an Selbstzweifeln ist, dass es wirklich egal ist, aus welchem Holz man auch geschnitzt ist, ob man Selbstbewusstsein literweise getankt hat oder nicht. Es reduziert sich zwar auf wenige Auslöser, aber es gibt diese. Somit kann wirkliches Selbstbewusstsein sich eventuell da am besten entfalten, wo man auf diese Art und Form von Auslösern nicht mehr trifft. Denn Selbstzweifel sind im Großen und Ganzen negative unbegründete Schuldgefühle. Schuldgefühle, die plötzlich in einem aufsteigen, wie bunte Luftballons, die mit Gas gefüllt sind und die man auf einmal loslässt. Natürlich gibt es auch begründete Selbstzweifel, aber die haben ihren Auslöser in einem selbst. Somit bedarf es keinem externen Auslöser. Aber es gibt diese. Und diese Selbstzweifel können einen emotional natürlich in eine tiefe Krise stürzen. Nur dadurch, dass sie da sind. Und man kann diese nicht auflösen. Kein Handeln beseitigt diese Art von negativen und destruktiven Selbstzweifeln. Somit denke ich, dass man diesen einfach aus dem Weg gehen muss, so gut es geht. Dann tauchen diese seltener auf und das Selbstbewusstsein kann sich wunderbar entfalten. Ein Langzeitstudie hat zum Beispiel ergeben und somit bewiesen, dass Kinder aus sozial schwächeren Elternhäusern sich nur zu einem ganz geringen Teil als Abschluss das Abitur wünschen. Im Gegensatz zu Kindern aus gutbetuchten Elternhäusern, die zum überwiegenden Teil wie selbstverständlich das Abitur anvisieren. Somit kommen da einige Parameter zusammen. Die einen Eltern trauen ihren Kindern nicht mehr zu, als sie selbst im Stande waren zu erreichen. Da sie schmerzlich selbst miterlebt haben, wie der Schulweg der Einen sich von denen der Anderen trennt und was das für die Persönlichkeit bedeutet. Hier die Verlierer raus aus der Schule und hier die Gewinner bitte weiter zum Abitur. Somit haben diese Eltern fehlendes Selbstbewusstsein und Selbstzweifel. Dieser Cocktail führt dazu, dass sie ihre Kinder dadurch beschützen wollen, sich nicht zu hohe Ziele zu setzen, um diese vor dem Scheitern zu schützen. Die wohlhabenden Eltern pumpen ihre Kinder von Anfang an auf mit Selbstbewusstsein und lassen dabei keine Selbstzweifel aufkommen, dass das Abitur eines der Durchgangstore sein wird, die man auf dem Weg zum Erfolg einfach passieren muss. Geht man mal davon aus, dass beide Kinder die gleichen Voraussetzungen mitbringen, so zeigt das Ergebnis aber deutlich, dass der Ausgang maßgeblich durch die Eltern geprägt wurde. Deshalb mag ich die Fremdauslöser von Selbstzweifeln nicht und setze lieber auf Selbstbewusstsein. Und lasse nur die Selbstzweifel zu, die aus mir selbst erwachsen, aus meiner Selbsteinschätzung. Ich weiß, wovon ich rede, denn ich erwehre mich ständig diesen Attacken und weiche ihnen so gut aus, wie es geht. Auch wenn es manchmal menschlich sicher schmerzlich ist, aber man lebt wesentlich besser. Wer auf seinem Lebensweg die Kontinente wechselt, muss damit leben, von denen, die zurück bleiben, nicht verstanden zu werden. Und dass diese in einem immer und immer wieder Selbstzweifel auslösen. Außer man kommt mit Unmengen von Reichtümern zurück. Dann verstehen alle alles natürlich sofort und haben das immer kommen sehen. Für mein Leben versuche ich mich auf dem Kontinent, auf dem ich mich zur Zeit befinde, so gut einzurichten, wie es mir möglich ist. Ohne dabei meine Herkunft und mein eigentliches Ziel aus den Augen zu verlieren. Mit dieser Einstellung ist man aber ziemlich alleine. Aber lieber damit alleine, als sich ständig diesen Attacken auszusetzen. Fühle ich. Der Horizont anderer ist eben nicht meiner. Und ich habe und werde mich nie am Horizont anderer orientieren. Nicht weil ich nicht will, sondern weil ich nicht kann. Denke ich.

Geschrieben von Christof Hintze in Gleichgesinnte um 10:41